28. 3. 42

6. Jahrgang Heft 11/12 November/Dezember 1941

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

NORDGERMANISCHE SCHALENSPANGE
aus Kiew, 10. Jahrhdt.

Ein Zeugnis germanischer Herrschaft am Dnjepr

Amtliches Organ des

Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

6. Jahrgang 1941

Germanen-Erbe

Heft 11/12

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Karl Gutmann: Aus Belgiens Vorzeit 162

Otto Bertram: Steinmale im Volksglauben 170

August Meier-Boeke: Der Stern in der weserländischen Volkskunst 179

Werner Radig: Germanenerbe im Weichselraum . . 186

Nachrichten 191

Bücher des Monats 192

Amtliche Mitteilung 192

Unser Volk ist in einem Jeglichen von uns —

darum lasset uns wacker sein!

Ernst Moritz Arndt

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig C 1 / Salomonstraße 18b

ALFRED ROSENBERG — *der Schirmherr des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, den der Führer zum Reichsminister für die besetzten Ostgebiete ernannte*

Karl Gutmann

Aus Belgiens Vorzeit

Die geschichtliche Entwicklung Belgiens wird seit Urzeiten bestimmt durch seine Lage am Nordmeer und als Grenzraum zwischen zwei großen geographischen Einheiten. Das Land selbst kann ja nicht als ein in sich geschlossener Raum angesehen werden; das äußert sich am sinnfälligsten in der inneren politischen Zerrissenheit, die im Einheitsstaat eher noch verstärkt als überbrückt wurde.

Einerseits stellt das Land in seinem nördlichen und östlichen ebenen Teil den westlichen Zipfel der großen germanischen Tiefebene dar, der ja im Mittelalter auch einen Teil des Deutschen Reiches bildete und sich unter dem Schutz der deutschen Kaiser zu einer der blühendsten deutschen, ja europäischen Provinzen entwickelte. Er hat nicht nur seine Reichtümer an Waren, sondern auch an Menschen in die anderen deutschen Gaue abgegeben.

Der südwestliche gebirgige Teil gehört geographisch zu Nordfrankreich und bildet das Einfallstor für westliche und südliche Einflüsse. Das nördliche Flachland ist eine junge geologische Bildung, die erst in vorgeschichtlicher Zeit geformt wurde. Der Westen war also im belgischen Raume früher beheimatet. Der Norden und Osten mußten sich im Laufe der Jahrtausende in stetem Kampfe durchsetzen, ein Vorgang, der erst in unserer Zeit beendet erscheint.

Vor etwa einem Menschenalter ging von Belgien die Eolithenfrage aus. Bei Salzinnes an der Maas und bei Flenu, Strépy und Mesvin in der Gegend von Mons im Hennegau fanden sich massenweise Feuersteinabschläge auf den Feldern, deren scharfe Kanten durch menschliche handwerkliche Tätigkeit abgenutzt und zum Teil auch einfach hergerichtet erschienen. Sie wurden als Beweis für die Anwesenheit des Menschen in der Tertiärzeit aufgefaßt und auch gleich nach verschiedenen Stufen mit wohlklingenden Namen gegliedert. Die nüchterne wissenschaftliche Betrachtung hat jedoch schnell gezeigt, daß diese „Steinwerkzeuge der Morgenröte menschlicher Kultur" stets nur da auftreten, wo das Rohmaterial selbst anstehend vorkommt, und daß die Werkzeugkanten ebenso wie die Gebrauchsspuren auf durchaus natürlichem Wege durch Einwirkung von naturgegebenem Druck und Stoß entstanden sind. Vor allem aber wurden diese Stücke niemals in Verbindung mit menschlichen Feuerstellen oder überhaupt in Gemeinschaft mit irgendwelchen Spuren menschlicher Anwesenheit vorgefunden.

Während noch in der Tertiärzeit Belgien und Nordfrankreich mit England zusammenhingen, senkte sich zu Beginn des Diluviums der Boden. Der Strand der Nordsee verlief wenig nördlich einer Linie, die man von Hasselt über Löwen nach Brüssel ziehen kann und die heute noch stellenweise durch Dünenfelder gekennzeichnet ist. Lediglich das Flußgebiet der Sambre und Maas stand als Siedlungsland dem Menschen zur Verfügung. Da treffen wir denn auch am unteren Méhaigne zwischen Mola und Huccorgne (Abri Sandron, Grotte de la Carrière de l'Hermitage, Grotte du Ch.na, Lantinne bei Braives, Argentan, Saint Wallburg-Lüttich) die ältesten Spuren menschlicher Siedlung. Die Faustkeilgesittung hat in Huccorgne Mesvin (Chelléen), in Ciply und Spy (Acheuléen) Zeugnisse hinterlassen. Ein zweifelhafter, stark abgerollter Acheulkeil stammt von Kuringen (bei Hasselt). Auch Lüttich, Borgworm, Latinne (Prov. Lüttich) und Bergen (Hennegau) haben Zeugnisse der Acheulstufe geliefert.

Mit dem Auftreten der Handspitzenkultur steigt die Zahl der Funde erstaunlich an. Im Lütticher Universitätsmuseum liegen Belege aus etwa 80 Grotten der Täler der Vesdre, Soumagne, Méhaigne, Samson, Molignen und Lesse. Auch Spiennes und St. Symphorien im Hennegau treten in Erscheinung. Walzin bei Dinant hat schon 1866 und Spy (Prov. Namur) schon 1886 Skelettreste des Neandertalers selbst geliefert (Abb. 2). Der Rentierjäger ist in erster Linie belegt durch einen Schädel von Engis (Lüttich) und möglicherweise durch Skelettreste vom Trou du Frontal (Furfooz bei Dinant). Seine Kulturhinterlassenschaft bezeugt zunächst lebhafte Besiedlung der Provinzen Lüttich und Namur (Täler und Seitentäler der Lesse und Maas). Zahlreiche Höhlen im dortigen fisch- und wildreichen Kalksteingebiet boten günstige Lebensmöglichkeiten (Goyet mit 5 Grotten, Montaigle mit 7, Furfooz mit 10). Goyet und Marches-les-Dames (Namur), besonders aber Spy belegen die Frühstufe der Klingenkultur (Aurignacien). Die menschliche Besiedlung schiebt sich jetzt mit dieser Kulturstufe auch weiter nordwärts ins Flachland der Campine (Kempenland = belgisch Limburg) vor; Freilandstationen mit ausgezeichneten Gravette- und Font Robert-Spitzen liegen da beispielsweise in Zonhoven, Zolder und Lommel nur wenige Zentimeter unter der Heidedecke. Merkwürdigerweise findet die Stufe hier keine unmittelbare Fortsetzung, klingt aber in einzelnen mittelsteinzeitlichen Geräten der gleichen Fundstellen nach.

Die Ausbeute an Resten der vollentwickelten Stufe der Klingenkultur (Magdalénien) muß als reichlich bezeichnet werden (Hulsonnieux, Furfooz, Goyet). Auch die Provinz Luxemburg hat jetzt in Tohogne, Sy-Verlaine und in der Grotte du Coléoptère (Bomal) Siedlungsplätze zu verzeichnen. Besondere Erwähnung verdienen eine kleine weibliche Statuette aus Mammutelfenbein und eine Ritzzeichnung auf Rentiergeweih aus dem Trou Magrite bei Pont-a-Lesse, eine ausgezeichnete Ritzzeichnung aus dem Trou du Frontal und der schöne Muschelhalsschmuck aus einer Grotte bei Remouchamps (Lüttich).

Im ganzen genommen ist die Ältere Steinzeit in Belgien so reichlich und gut vertreten, daß es reizen muß, sie einmal unter neueren Gesichtspunkten zu betrachten, eine Arbeit, die als nächste in Angriff genommen werden muß. Sie wird unzweifelhaft wesentliche Aufschlüsse über das Gesamtbild der ganzen Epoche bringen.

In seiner Zonhovenkultur glaubt Menghin eine Übergangsstufe von der späten Klingenkultur zur Mittelsteinzeit erkennen zu können. Jedoch liegt diese Zonhovenkultur unmittelbar dem Aurinacien auf. Magdalénien ist kaum angedeutet. Sowohl in Zonhoven als auch in Zolder und Lommel sind mesolithische Geräte mit paläolithischen gemischt gefunden worden. Es kann sich hier nur um Vorkommnisse von lokaler Bedeutung handeln, die klar erkennen lassen, daß belgisch Limburg stets ein Rückzugsgebiet sich auslebender Kulturen gewesen ist. Eine Besonderheit der Zonhovenkultur sind kleine halbierte Rollkiesel von 1—1½ cm Durchmesser, deren Kanten bearbeitet sind.

Die Mittlere Steinzeit nützt natürlich die gegebenen Höhlen in den altbesiedelten Gegenden Südbelgiens aus. Daneben sind aber auch Freilandstationen erhöht über den Flußläufen festgestellt worden (Remouchamps, Aywaille, Louveigné, Tohogne). Die Kultur tritt in der Provinz Luxemburg verstärkt auf (Heyd), verbreitet sich lebhaft in Limburg (Exel, Wegenez und die obengenannten) und greift über Brabant (Auderghem) nach Antwerpen über (Baelen-sur-Nethe). Zahlreiche abgegangene Uferstedlungen werden durch stattliche Reihen von Hirschhornhacken bezeugt, die aus dem Bett der Schelde und Dender gebaggert worden sind (Museen von Alst, Dendermonde, Brüssel u. a.). Nur einmal ist in der Höhle von Verlaine im Tale der Ourth ein rückständiges Azylien spärlich vertreten.

Skelettfunde von Sclaigneux und vom Abri Sandron bei Huccorgne bezeugen eine kurzköpfige Menschenrasse.

ABB. 1. BELGIEN

mit den wichtigsten Fundplätzen

Gegenüber der Eintönigkeit der mittelsteinzeitlichen Entwicklung bietet die Jüngere Steinzeit in Belgien ein reicheres und bewegteres Bild. Allerdings harren da noch mancherlei schwerwiegende Probleme der endgültigen Lösung.

Die belgische Vorgeschichtsforschung unterscheidet die jungsteinzeitlichen Lebenskreise des Campignien, des Robenhausien und des Omalien.

Ersteres wird als älteste jungsteinzeitliche Kultur im belgischen Raume angesprochen, gewissermaßen als Weiterentwicklung aus der Mittelsteinzeit her. Seine kennzeichnenden Geräte (Kernbeil und Spalter) stellen es parallel zur Erteböllestufe des Nordens. Da aber der Gesamtcharakter der Gesittung urtümlicher und einfacher erscheint, wollte man das Campignien als Ausgang der Erteböllekultur ansehen. Schwantes hat überzeugend das umgekehrte Verhältnis nachgewiesen: die Campignienkultur stellt einen späten Vorstoß der Erteböllekultur nach Westen und Süden dar. Hier überlebt sie die heimische Ausgangsstufe um ein Beträchtliches, ohne sich weiterzuentwickeln oder sogar unter starken Verfallserscheinungen (Remersdal, Fourry-St. Pièrre). Losgerissen von der heimischen Kraftquelle bleibt dieser Ableger der nordischen Gesittung ohne inneren Trieb, ohne Entwicklungsmöglichkeiten und ragt als altertümlicher unfruchtbarer Lebensstil in eine neue Zeit hinein.

Die Kultur findet sich in ganz Belgien, bevorzugt jedoch fruchtbaren Ackerboden. Der Feldbau ist ja eine Errungenschaft der Ausgangskultur. In den Berggegenden werden die Feuersteingruben, die sicherlich zum Teil schon in paläolithischer Zeit

angelegt worden sind, weiterbenutzt. In der Provinz Lüttich liegen die Gruben von Avennes-en-Hesbaye, im Hennegau (Hainaut) Obourg, Strépy, Flénu und vor allem Spiennes mit seinen berühmten Stollen und dem ausgedehnten silexübersäten Camp-à-Caiyaux. Auch St. Getruiden bei Maastricht liefert Rohmaterial für Silexbearbeitung, während der in der Mittelsteinzeit außerordentlich beliebte Quarzit von Wommersoom (bei St. Truiden) ganz außer Gebrauch kommt.

Der belgischen Campignykultur, die sich immer deutlicher von der gleichwurzeligen und gleichzeitigen französischen sondert, scheinen die Grabgrotten zuzuschreiben zu sein. Der Brauch, lediglich die Schädel, und zwar in größerer Anzahl, nebeneinander unter dem Höhlendach beizusetzen, erinnert lebhaft an die Sitte der ausgehenden Altsteinzeit und der Mittelsteinzeit. Der Abri Sandron bei Lüttich hat nicht weniger als 16, das Trou-al-Wesse (Lüttich) nicht weniger als 20 Schädel geliefert. Die Grotte de Sclaigneaux bei Namur enthielt 50, die Grotte d'Hastière (Namur) sogar 100 Bestattungen. Wichtig ist auch die Grotte von Porte-Alve (Luxemburg).

ABB. 2. DIE HÖHLEN von Spy

Guten Aufschluß über das Rassenbild der belgischen Campignyleute geben die Schädel aus dem Trou du Frontal bei Furfooz. Demnach handelt es sich im wesentlichen um Kurzköpfe, die aber stark mit Langschädeln untermischt sind.

Dieses Bevölkerungselement tritt im Verein mit dem ärmlichen Inventar der Grabgrotten in den Freilandstationen der Campignykultur in Niederbelgien entgegen, wo die vielen Wasserläufe, Sümpfe und Bruchländer ähnliche Siedlungsverhältnisse boten wie das Heimatgebiet des Nordens. Der für feste Siedlungen wenig geeignete Boden mußte vielfach durch Pfahlroste versteift werden. So entstanden die „Pfahlbauten" von Audenarde (Ostflandern), Denterghem und Roulers (Westflandern). Das verwendete Baumaterial (Eichen- und Föhrenstämme) berechtigt zur Annahme rechteckiger Wohnbauten.

Im übrigen hat Niederbelgien in den Provinzen West- und Ostflandern, vor allem aber in Brabant, eine Reihe von Siedlungsplätzen geliefert, deren Kultur noch nicht genauer bestimmbar ist. Vermutlich gehören ihr die Küstensiedlungen von Ostende, Westende, Middelkerke, Blankenberghe und Breedene an, die heute auf dem Meeresboden liegen.

Die ebengenannten Pfahlbauten haben mit den bekannten Schweizer und oberdeutschen Bauten nichts zu tun, vielmehr mögen sie unmittelbar auf eine nordische Wurzel der Maglemosekultur zurückgehen. Die eigentliche Pfahlbaukultur ist im sog. „Robenhausien" Belgiens weithin vertreten. Es gilt als die fortschrittlichste Stufe der Jungsteinzeit mit reichem Inventar, vor allem an schön geschliffenen Äxten, die aus fremdem Werkmaterial bestehen. Jedes belgische Museum besitzt solche Äxte — leider meist nur Einzelfunde, vielfach sogar unbestimmter Herkunft. In Spiennes wird das Campignien durch das Robenhausien abgelöst oder doch stark eingeschränkt (Tulpenbecher); Bestattungen finden sich in den Kellerräumen der Hütten oder auch in aufgelassenen Stollen der Feuersteingruben.

Sehr bemerkenswert sind die Siedlungen von Boitsfort und Ottenbourg (Brabant), wo jeweils auch in unmittelbarer Nähe die Grabfelder aufgedeckt wurden. Beide Male handelt es sich da um Brandbestattungen. Beim erstgenannten Ort sind über dem Einäscherungsplatz grabenumgebene Hügel errichtet worden von etwa 1,70 m Höhe. In Ottenburg liegen die Brandplätze unter einem Hügelzug von 80 m Länge, 13 m Breite und 1,40 m Höhe.

Sowohl die Sitte der Einäscherung als auch die Hügelbestattung deutet auf nordischen Einfluß in der genannten Kulturstufe hin. Er ist auch ganz deutlich angezeigt durch die dolichocephalen Schädel der Beisetzungen von Spiennes. Dieser klar erkennbare nordische Einschlag stimmt überein mit der Datierung des Robenhausien an das Ende der Jungsteinzeit und bestätigt wieder die chronologisch-ethnologische Deutung Reinerths für die eigentliche Pfahlbaukultur. Dem scheint zwar die Tatsache zu widersprechen, daß in der Campine an zahlreichen Fundplätzen das Robenhausien mit Tardénoisien gemischt angetroffen wurde. Sie erklärt sich aber aus der schon oben angeführten Beobachtung, daß nämlich diese Provinz als Rückzugsgebiet zu betrachten ist, wo nach Ansicht belgischer und holländischer Forscher die Steinzeit gar bis in die römische Besetzungszeit hinein fortgedauert haben soll. Wie das Aurignacien hier erst durch das Tardénoisien abgelöst wurde, so hat sich auch das letztere gehalten bis zum Eintreffen der

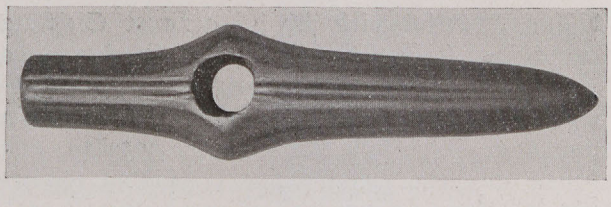


ABB. 3. NORDISCHE STREITAXT von Dendermonde

Pfahlbaukultur. Wir begegnen hier einer eindringlichen Warnung, die einzelnen Kulturstufen gleichzeitig auch als Zeitstufen zu werten. Das sumpf- und wasserreiche Land — Zonhoven zählt heute noch 49 Weiher — hat auf gleicher Wirtschaftsform aufgebaute Gesittungen angezogen und festgehalten, bis sie durch andere gleichartige abgelöst wurden.

Der Zuwanderung des Robenhausien ist das Omalien vorausgegangen, das aber lediglich von einem Teil Belgiens Besitz genommen hat. Es stellt die belgische Bandkeramik dar (benannt nach Omal, Prov. Lüttich). In der Umgebung von Lüttich, an der Lesse zwischen Maas, Méhaigne und Geer, in der fruchtbaren Hesbaye (Haspengau) hat diese Gruppe ihr Zentrum. Die Gemeinden Latinne, Tourinne-le-Chaussée, Omal, Jeneffe, Vienne, Vieux-Waleffes, Les Waleffes,

ABB. 4. MENHIRE von Opagne

Vaux-et-Borset, Bastenge, Tilice, Hollogne und Lüttich (Place St. Lambert) haben geschlossene Siedlungen mit über 500 Wohngruben geliefert. Oft liegen mehrere derartige Omaliendörfer auf dem Gebiet einer heutigen Ortschaft. Mit Wonck und Bilsingen (südlich Eben-Emael) reicht diese Kultur in den Südzipfel der Provinz Limburg hinein. Auch die holländische Provinz Maastricht gehört mit zum Siedlungsgebiet. Das Kulturgut zeigt den ausgesprochenen Charakter der Bandkeramik: Schuhleistenkeile, Arbeitshämmer, Pflugscharen, die aus Nephrit, Tephrit und Trachyt der Eifel und aus Basalt der Bonner Gegend gefertigt sind. Nur die Feuersteingeräte benutzen das einheimische Material von Spiennes und St. Gertruiden. In den Wohngruben hat man neben Ocker zur Körperbemalung auch Spinnwirtel aus Ton, Handmühlen und Scherben mit Stoffeindrücken gefunden. Kornreste in den Kellern der Wohngruben oder Abdrücke von Körnern des Emmer auf Gefäßscherben geben beredtes Zeugnis von der Wirtschaft der Omalienleute.

Die Geschirrware entspricht in ihren halbkugeligen und bombenförmigen Umrissen ganz genau derjenigen der donauländischen Bandkeramik. Die ausgedehnte Verwendung von Tiefstichornamentik,

ABB. 5. GROSSTEINGRAB von Weris

zum Teil in typisch Rössener Art, weist auf lebhafte Beeinflussung durch die nordische Technik hin. In der Tat sind die nächsten Parallelen zu den belgischen Omaliengefäßen in der Leipziger Gegend zu suchen. Von dort scheint der Wanderzug zum Niederrhein und maasaufwärts über holländisch Limburg und Maastricht gegangen zu sein.

Durch das Robenhausien und das Omalien kamen offensichtlich starke nordische Anregungen nach Belgien. Sie sind auch angezeigt in einem zonenbecherartigen Gefäß von Tamise (Ostflandern). Eine echte nordische Streitaxt ist in Dendermonde zum Vorschein gekommen (Abb. 3). Sie genügt aber ebensowenig als Beleg für nordische Zuwanderung wie die Großsteingräber von Weris (Abb. 5) und Forrières in der ackerbaureichen Provinz Luxemburg und Jambes in der Provinz Namur.

ABB. 6. „SCHLEIFSTEIN" in Zonhoven

Die Zahl dieser mächtigen Denkmäler war natürlich ehemals bedeutend größer. Leider haben die vorhandenen nur recht spärliche Ausbeute geliefert. Man möchte sie am ehesten mit der Gruppe der Großsteingräber in der holländischen Provinz Drenthe und den angrenzenden Teilen von Groningen und Friesland in Zusammenhang bringen. Die belgische Vorgeschichte ist übrigens geneigt, diese Megalithgräber ebenso wie die — verschiedentlich in der Dreizahl auftretenden — Menhire (Baileux, Vlaine-sur-Sambre, Gozée, Oppagne (Abb. 4), Hollain, Solre-le-Château, Clermont-lez-Walcourt, Thy-le-Bauduin) dem Robenhausien zuzuschreiben. Von ehemals vorhandenen, aber heute verschwundenen Cromlechs wird viel berichtet, doch läßt sich nur noch einer mit Sicherheit im Kappel-Veld bei Diepenbeek (Prov. Limburg) nachweisen. Laut Mitteilung von Augenzeugen bestand das Denkmal aus einem großen, abgeplatteten, rohen Steinblock von etwa 2 m Durchmesser, an dem noch bis zu seinem Verschwinden die Arbeiter ihre Sicheln und Werkzeuge zu schärfen pflegten. Um diesen Hauptstein seien ungezählte andere in parallelen Reihen angeordnet gewesen. Das Feld habe von der Ferne ausgesehen, als weidete eine Herde Lämmer auf der Weide.

An größeren Steindenkmälern sind schließlich noch die „Polissoirs" (Schleifsteine) von St. Mard bei Virton (Luxemburg), Velereille-le-Sec, Mons und Ciply (Hennegau) und Zonhoven (Abb. 6) zu nennen.

Unklar ist die kulturelle Zugehörigkeit der „Marchets", kleiner Grabhügelchen in den ebenen Teilen der Provinz Namur (Han-sur-Lesse, Fagnolle, Boussu-en-Fagne, Roly, Flavin), im Hennegau (Gerpines, Solre-sur-Sambre, Lompret) und Luxemburg (Nassogne, Hotton). Es sind Einzelgräber, die allerdings später zu Nachbestattungen benutzt wurden. Menghin setzt sie ans Ende der Jungsteinzeit. Das Fundmaterial läßt Beziehungen zu dem der belgischen Großsteingräber vermuten. Außerdem hat ein Grab aus dem Franc-Bois von Fagnolles das Skelett eines besonders stattlichen Mannes mit mächtigem Knochenbau geliefert, das nur als nordrassisch angesprochen werden kann.

Vorläufig lassen sich aus der Masse der belgischen Fundplätze der Steinzeit lediglich eine beschränkte Anzahl genauer bestimmen und einordnen. In den Museen, vor allem in den Privatsammlungen, liegt ein unübersehbares Material, das nach einer festeren Einordnung verlangt. Vor allem reich an jungsteinzeitlichen Funden erscheint die Provinz Limburg, wo zum mindesten drei Fünftel der heutigen Ortschaften — zumal nördlich der Demer — Steinzeitfunde geliefert haben. Zonenbecher dürften da stärker vertreten sein, als es beim ersten Überblick den Anschein hat. Auch echt nordisches Material wird sich bei genauer Sichtung ausscheiden lassen. Damit gestaltet sich dann das Bild der belgischen Jungsteinzeit noch viel abwechslungsreicher und anziehender. Immerhin sind doch einige feste Ansatzpunkte gegeben, von denen aus eine planmäßige Forschung weiterschreiten kann.

Die Metallzeit ist besonders in ihren Anfängen noch recht undurchsichtig: Die Museen bergen zahlreiche Bronzegegenstände, denen aber zumeist die genaue Fundangabe fehlt. Auch sieht man viele merkwürdige Formen, die zur Vorsicht mahnen. Vielfach sind sie als Baggerfunde aus der Schelde von Dendermonde und Wichelen bezeichnet. Da hat wohl eine phantasiereiche Fälscherindustrie gearbeitet, die es auszuscheiden gilt.

Im wesentlichen wird man feststellen, daß die Bevölkerung in der Bronzezeit die gleiche bleibt wie in der Jungsteinzeit. Selbst am Ende der Epoche, nach Zuwanderung der Urnenfelderleute, bestattet man in Sinsin (Namur) die Toten nach altem Ritus in Grabgrotten, und auch die Marchets werden weiter mit Körpergräbern belegt (Bossu-en-Fagne, Han-sur-Lesse). Die Fortdauer des Pfahlbaues in Denterghem mit zahlreichen Bronzegegenständen kann ebenfalls in diesem Sinne gedeutet werden. Im ganzen ergibt sich der Eindruck, als ob die aus der Steinzeit sitzengebliebene Bevölkerung aus Mangel an Rohstoff keine eigene Bronzekultur entwickelt hat, sondern lediglich von fremder Zufuhr lebte. Steinwerkzeuge werden noch lange die Geräte des Alltags gebildet haben.

Die Anfänge der Metallzeit sind belegt durch eine Reihe von Kupfer- und Flachäxten aus der Provinz Ostflandern, vor allem aber aus Limburg. Meist fehlt jedoch die genaue Fundangabe, und — wie anderwärts auch — Begleitfunde sind nie beobachtet worden. Ähnlich steht es mit verschiedenen Flachdolchen. Sie dürften wohl alle aus dem Westen stammen. Die starke Abhängigkeit der frühen und mittleren Bronzezeit von diesem Raum wird auch durch die verhältnismäßig zahlreichen Goldfunde belegt, die ihre Parallelen in Irland, England und Nordfrankreich finden (Armring von Schoonaerde, „Golddiadem" von Fauvillers, „Diadem" von Arlon). Dieser Zusammenhang wird schließlich noch durch die vielen Absatzäxte unterstrichen. Randäxte lieferte hauptsächlich die Provinz Limburg.

Das sehr starke Auftreten der Tüllenäxte in den Provinzen Luxemburg, Limburg, Antwerpen, Brabant, Ostflandern und Lüttich hängt sicher mit der Zuwanderung der Urnenfelderleute zusammen, über die wir dank den Untersuchungen von Stampfuß genauer Bescheid wissen. Das von ihm gezeichnete Bild wird noch wesentlich bereichert

werden, wenn einmal alle in den Museen und Privatsammlungen versteckten Funde zugängig sein werden. Ungezählte Urnen sind mutwillig zerstört worden (Abb. 7 u. 8).

In den belgischen Raum strömt jetzt neues Blut und neues fortschrittfrohes Leben hinein.

Der Lahn, dem Niederrhein, Mosel und Maas entlang sind die Wellen aus dem Osten über die Roer nach holländisch Limburg und nach der gleichnamigen belgischen Provinz, vor allem in die Campine gelangt, wo sie ziemlich dichte Siedlungen hinterlassen haben. Urnenfelder von erstaunlichen Ausmaßen (Lommel) und von reicher Belegung (Schaffen, Haelen, Houthalen) und Depots (Maaseyk) bezeugen die Wucht der Einwanderung. Im weiteren Zuge des Vormarsches wurde das nordbelgische Flachland in den Provinzen Brabant bis zur Schelde und Dyle (Novilles-sur-Méhaigne, Biez, Court-St. Etienne), Antwerpen (Wuestwezel, Grobbendonk, Sandhoven, Turnhout) und Ostflandern (Tamise, St. Gilles-Waes) erreicht. Mit dem niederländischen Nordbrabant und Limburg bildet die belgische Urnenfeldergruppe eine zusammenhängende Kulturprovinz, die sich bis Westfalen hinein erstreckt. Einzelne schwächere Stöße aus diesem Zentrum heraus führen nördlich bis in die holländische Provinz Drenthe und südlich bis Thuillies und Harchies im Hennegau.

Die Brandbestattung erfolgte in Urnenfeldern, aber auch oft unter Grabhügeln (Overpelt und Lommel). Die „Tombelles" der Campine, die Felder von 4 bis 30 Stück bilden, sind grabenumgeben und haben gewöhnlich einen Durchmesser von 9 m bei einer Höhe von 25—30 cm.

Die illyrische Einwanderung war für Belgien von größter Bedeutung. Ausgedehnte Flächen wurden neu besiedelt und in harter Arbeit erschlossen. Fortan treffen wir den Menschenschlag, der uns von den römischen Schriftstellern als keltischer geschildert wird. Die von den Illyrern gebrachte Kenntnis der Eisengewinnung löst das Land aus der Abhängigkeit von Westen. Es kann sich — wie ehemals in der Jungsteinzeit — wieder auf eigene Füße stellen. In seinem Schoße ruhen Eisenschätze wie in keinem anderen Lande Europas. Zwischen Entre, Sambre und Maas liegen heute mehr als 70 Stätten der Eisengewinnung. Die zuweilen recht ansehnlichen Schutthalden vorzeitlicher Verhüttung, „crayats des Sarrassins" genannt, finden sich in den Provinzen Namur (Lustin, Rochefort, Le Roux-les-Fosse), Limburg (Oostham, Quademechelen, Hasselt) und Lüttich (Verviers). Auch der Hennegau und die unmittelbare Umgebung von Brüssel (Wald von Soignes) haben zahlreiche Zeugnisse vorgeschichtlicher Eisenschürfung und -verhüttung geliefert.

Keinerlei Anzeichen sprechen von irgendwelchen völkischen Verschiebungen zu Beginn der Eisenzeit. Die Urnenfelder von Tamise und Court-St. Etienne, von Lommel und Genk werden weiterbelegt, die Marchets im Süden des Landes nehmen weiter Skelett- und Brandbestattungen auf. In den Hügeln der Campine begegnen Brandgräber der Hallstattzeit meist mit recht ärmlicher Ausstattung. Brabant (Limal, Wavre, Court-St. Etienne, Ottignies) birgt Grabhügelfelder mit Leichenbrand. Im ganzen ist das Fundmaterial recht spärlich. Man hat den Eindruck, als hätte die Hallstattgesittung lediglich von der Ferne herübergewirkt, während im allgemeinen die Urnenfelderkultur sich auslebte. Besonders bemerkenswert sind die Beigaben im Grabfeld von Court-St. Etienne, wo eiserne Antennendolche, Pferdetrensen, Tüllenäxte und lange eiserne Schwerter vom Typus des westlichen Hallstattgebietes neben großen eisernen Hiebmessern vorkommen. Die Waffen sind meist unbrauchbar gemacht, die Schwerter eingerollt. Diese Übung in Verbindung mit Leichenbrand läßt an germanischen Einfluß denken.

Die geringe Anzahl von Fundplätzen der Älteren Eisenzeit und die gute Ausprägung der ersten La Tènezeit legt die Annahme nahe, daß Belgien mit zum Entstehungsgebiet der letztgenannten Kultur gehört. Die Grabfelder von Ciply und Leval-Trahégnie im Hennegau und von St. Vinzent in Limburg haben ausgezeichnetes und eigenartiges Fundgut geliefert. Für die kostbare Entfaltung der frühen La Tènezeit, gleichzeitig für die enge Zusammengehörigkeit des Gebietes mit dem rheinischen Kulturgebiet spricht der berühmte Grabfund von Eygenbilsen nahe der holländischen Grenze (Limburg).

Um die Mitte der Jüngeren Eisenzeit machen sich Unruhen bemerkbar, die mit der Westwanderung der Germanen zusammenhängen. Der herrliche Schatzfund von Frasnes-lez-Buissenal (Hennegau) und die großen Befestigungsanlagen des Hastedon bei Saint Servaes (Namur), bei Buzénol (Luxemburg), auf dem Mont Falhize bei Huy und auf dem Titelberg (deutsch Luxemburg) geben beredtes Zeugnis.

Das Vordringen der Germanen ist das beherrschende Problem der belgischen Frühgeschichte, das aber aus verständlichen Gründen noch kaum in Angriff genommen ist. Rademacher hat uns belehrt, daß wir die 27 von Cäsar angeführten Stämme der Belgen als Germanen anzusprechen haben. Von ihrer Hinterlassenschaft ist bis heute noch nichts ausgeschieden oder erkannt worden. Unzweifelhaft ist es aber unter den zahlreichen gemeldeten Brandgräbern und deren Urnen vorhanden. Das zeigen eindeutig die neuesten Grabungen im Kloster Lommel-Kattenbosch, wo sehr

ABB. 7. PEER *Graburne*

schöne Brandgräber germanischen Typus zum Vorschein gekommen sind (Abb. 9 u. 10). Sie verraten sehr enge Beziehungen zu den niederrheinischen Funden. Beachtenswert ist hier die Einbettung der Urnen in langziehende, parallele Bodenwellen, ähnlich wie Spargelbeete. Diese Funde von Lommel geben einen Fingerzeig, wo man zunächst die Frühgermanen zu suchen hat. Jedenfalls ist wieder die Provinz Limburg — das Land der Eburonen — zunächst von ihrem Vormarsch erreicht worden. Hauptort und Einfallstor war Atuatuca. Der Kampf um seine Identifizierung mit einem heutigen Wohnort ist jedenfalls zugunsten von Tongern zu entscheiden, das als wichtiger Straßenknotenpunkt gewissermaßen den Zugang nach dem Westen öffnet. Auch in unserer Zeit noch — sowohl im Weltkrieg wie 1940 — kam seinem Gebiet ausschlaggebende Bedeutung zu (Eben-Emael). Es hat bis heute eine Unmenge Material geliefert, das in ungezählten Museen und Privatsammlungen zerstreut liegt und noch gar nicht gesichtet ist. Vielleicht lassen sich hier auch einmal die Kimbern und Teutonen auf ihrem Wanderwege fassen. Jedenfalls aber scheint mir nach einem flüchtigen Einblick in verschiedene Sammlungen die Zeit unmittelbar vor Cäsars Ankunft sich bestimmter abzuzeichnen.

Cäsar konnte übrigens trotz langwieriger, schicksalsreicher und rücksichtsloser Vernichtungskriege die freiheitsstolzen Belgen nicht bezwingen. Und Germanen sind auch nach seinem Siege immer wieder über den Rhein und die Maas westwärts vorgedrungen und haben das Land beackert. Sie haben denn auch immer wieder neues Leben und neuen Antrieb gebracht. Schließlich haben sie dann das Land vor der endgültigen Verödung gerettet. Selbst ein belgischer Forscher fällt über die römische Herrschaft in dem Lande folgendes Urteil: „Les deux premiers siècles: progrès, prospérité; les deux siècles suviants: décadence, ruine. Telle est l'histoire de l'Empire romain, telle est aussi l'histoire de la Gaule, et specialement de notre Belgique."

Belgien ist unter der Römerherrschaft lediglich eine Kolonie ohne eigene Bedeutung gewesen, die im Dienste Roms zu arbeiten hatte. Menapische Schinken aus den Ardennen und Wollmäntel (birri) aus dem heutigen Textilgebiet in der westlichen Scheldeebene waren in Rom beliebte Handelsartikel. Ein reiches Leben konnte in dem Lande nicht aufblühen; es bildete lediglich das unbedingt notwendige Bindeglied zwischen den Ländern am Rhein und dem gallischen Hauptgebiet. Die von Agrippa angelegte große Straße (heute noch als „Hochwech" bezeichnet, im Mittelalter chemin de Brunehaut) von Köln über Maastricht, Tongern, durch den Kohlenwald zur Schelde und nach Bavai stellt die Hauptader des Gebietes dar. Auch der Maas entlang führte ein Weg von Nimwegen über Bilsen, Tongern nach Lüttich und in das eigentliche Maastal hinein. Allenthalben sind diese Straßen von zahlreichen Villen umsäumt. Und entlang den Straßenzügen türmen sich machtvolle Grabhügel, zumeist Tomben oder Tommen genannt, unmittelbar vor den Toren städtischer Siedlungen (Tongern, Moxhe, Avennes, Bruthem, Tirlemont u. a. m.). Ihre Lage in der Landschaft, ihre Anordnung und Belegung ruft älteste nordische Tradition in Erinnerung. Tatsächlich fehlt es auch nicht an gelehrten Stimmen in Belgien selbst, die diese Denkmäler den Stammesführern der einheimischen, allerdings romanisierten, germanisch-belgischen Bevölkerung zuteilen, die viel-

ABB. 8. LUMMEN *Grabgefäße*

fach auch unmittelbar neben den Hügeln bestattet liegt. Das meist sehr reiche und vornehme Fundgut gehört dem 3. und 4. Jahrhundert an. Die Sitte scheint jedoch noch in fränkischer Zeit beibehalten zu sein.

Unter Alexander Severus beginnt 234 der Vormarsch der Franken. Die römischen Berichte selbst beleuchten unzweideutig die einschneidende Bedeutung dieser Zuwanderung für den Neuaufbau des Landes. Selbst Kaiser Probus (276—282) bekennt nach seinem „Siege" über die Franken vor dem Senat: Die „Felder Galliens werden jetzt bepflügt von den Ochsen der Barbaren, ihre Herden wachsen dort auf den Weiden für unseren Lebensunterhalt heran, unsere Speicher strotzen von ihrem Getreide." Und Eumenes rühmt in einem Panegyricus auf Maximian: „Nerviorum et Trevirorum arva iacentia Francus excoluit."

Wieder ist es die Campine (Toxandrien), die von Julian (358) zuerst den Franken als Siedlungsgebiet überlassen wird und von der aus dann der weitere Vormarsch über den Haspengau, über die Provinzen Lüttich und Luxemburg und schließlich auch über den Kohlenwald einsetzt. Tongern tritt erneut in Erscheinung. Von ihm aus wird die Gegend von Brüssel (Dispargium-Duysburg) gewonnen. Seine Bedeutung für die fränkische Neusiedlung wird durch das unmittelbar vor der römischen Stadtmauer gelegene Koninxheim angedeutet.

Merkwürdigerweise hat gerade das älteste Siedlungsgebiet der Franken in Belgien bis jetzt noch hartnäckig das Fundmaterial verweigert. Sicherlich waren die Lebensbedingungen sehr hart und ließen zunächst keine reichere Lebensweise aufkommen. Der Römer hat den Germanen nicht

ABB. 10. LOMMEL *Graburne*

ABB. 9. LOMMEL *Graburne mit Deckschale*

das beste Land abgetreten. Aber eine ungemein stattliche Reihe von Ortsnamen auf -heim (hem, em, ghem, ham, om, um), sala (sel, sele), laar (laer, leer) und donk zeugt von den Siedlungen der Franken im nördlichen Belgien. Gegen das wallonische Gebiet zu schieben sich Ortsnamen auf -ingen (enge, ange) ein. Es sind auch andere germanische Elemente, nicht nur Franken nach Belgien gekommen. Vielleicht kann eine genauere Untersuchung einmal Sächsisches und Friesisches ausscheiden. Jedenfalls wird da die Ortsnamenforschung noch viele Aufschlüsse bringen. Die manchmal erstaunlich altertümlich klingenden Namen fordern geradezu zur Auswertung auf.

Eine glänzende Entfaltung nimmt die fränkische Gesittung nach dem 431 erfolgten Vorstoß gegen Westen (Hennegau). Die Friedhöfe von Ciply, Harmignies und Trivières legen beredtes Zeugnis dafür ab. Und Tournai wird Mittelpunkt der fränkischen Macht. Der starke Widerstand, der auch in diesem Kriege wieder dem deutschen Vormarsch hier geboten wurde, spricht für die Bedeutung des Ortes. Wuchtige Stukaangriffe, denen auch das Museum der Stadt zum Opfer fiel, mußten erst Raum schaffen. Die Bomben reichten auch bis unmittelbar an die Stelle heran, wo im Keller eines Arbeiterhäuschens das weltberühmte Childerichgrab gefunden wurde. Die alte Kirche des St. Britius wurde dabei in Mitleidenschaft gezogen. Die Aufräumungsarbeiten daselbst haben zu Grabungen geführt, die bei vernünftiger Leitung hochwichtige Aufschlüsse bringen können.

Welch gewaltiger Wandel ist in kurzer Zeit im belgischen Raume vor sich gegangen? Eben war das Land noch eine der geringsten Provinzen des römischen Weltreiches — und jetzt ist es Mittel-

punkt einer neuen Weltmacht geworden und darf teilnehmen am Aufbau eines neuen Reiches aus germanischem Blute.

Nicht weniger klangvoll als Tournai klingen die Namen Landen, Herstal und Jupille, die Heimatstätten der pippinidischen Herrschaft bezeichnen. Leider hat ihr Boden bisher allen Nachforschungen Trotz geboten.

In der Zusammenschau betrachtet offenbart die belgische Vorgeschichte in ausgeprägter Weise das Schicksal des Grenzlandes zwischen zwei großen verschiedenwertigen Kulturräumen — das gleiche Schicksal, das hier auch im Mittelalter bis in unsere Tage hinein gewirkt hat und das man als „flämisch" bezeichnen kann: Der Nordosten schickt seine Menschen und seine Kulturen vor und gestaltet in unentwegter Arbeit den Raum nach seinen hohen Gesetzen. Neues Leben erblüht nach dem Willen der nordischen Zuwanderer. Mit der Zeit aber brechen die kraftspendenden Verbindungen mit der Heimat ab. Der Westen macht seinen Anspruch geltend und läßt die nordischen Triebe verkümmern.

Wohl nirgendwo geben Vorgeschichte und Geschichte in gleich eindringlicher Weise der Gegenwart Richtpunkte und Wege für die politische und kulturelle Einstellung wie hier im belgischen Raume.

Otto Bertram

Steinmale im Volksglauben

Zwei Arten auffälliger Steinmale sind uns aus vorgeschichtlicher Zeit auf den britischen Inseln, in Frankreich und in Westdeutschland vorzüglich erhalten, einmal die langen nadelförmigen Steine, die man mit der keltischen Bezeichnung Menhire nennt und die meist der Jüngeren Steinzeit zugerechnet werden, und die kleineren, oft Hinkelsteine genannten Felsen, die zum Teil der Eisenzeit angehören. Über die Bedeutung dieser Steinmale gehen die Meinungen bis in unsere Zeit auseinander. Viele Forscher enthalten sich auch heute noch einer Stellungnahme. Nach Karl Gutmann (Germanen-Erbe 1940, Heft 9/10, S. 133) harren z. B. die Steindenkmäler und die sog. Schleifsteine in Elsaß und Lothringen noch alle der Untersuchung und Deutung. Gerade in solchen Fragen ist eine enge Zusammenarbeit von Vorgeschichtsforschung und Volkskunde geboten. An verschiedenen Beispielen hat sich bereits die große Dauerhaftigkeit der mündlichen Volksüberlieferung gezeigt. Die Steinmale und Felsen spielen im Volksglauben eine große Rolle. Recht verschiedenartige Züge sind in verschiedenen Sammelwerken aufgezeigt; eine Zusammenfassung der Erscheinungen fehlt noch. Auch in dem Abschnitt: Felsen (Saxa) in der zweiten Auflage von Jungs: „Germanischen Göttern und Helden" findet sich keine genauere Betrachtung dieser Erscheinungen; Jung handelt hier vorzüglich von ehemaligen Opfersteinen. So sollen in dieser Untersuchung einige wesentliche Züge dieses Steinglaubens zusammengefaßt werden. Das geheimnisvolle Herumdrehen der Steine, das Leben im Stein, das Fallen, Geworfenwerden, Aufundabsteigen der Steine und das Erweichen.

Sich drehende Steine

Die Bauern des vorderpfälzischen Hügellandes haben ihren Waldbesitz weit entfernt vom Heimatdorf in den sog. Geraidewäldern im Pfälzer Wald. Wollen sie Holz holen, dann müssen sie ziemlich weit fahren. Bei einer solchen Fahrt machte mich ein Knecht auf einen Grenzstein im Modenbachtal aufmerksam. Er sagte lachend: „Wann der Schdä(n) in Weyer elfe leire heert, dann dreht er sich um sich selwer!" Das genannte Weyer (Kr. Landau, Westm.) liegt unmittelbar am Talausgang. Das Ganze ist ein Scherz. Der Stein kann nicht hören, wenn es läutet, also kann er sich auch nicht drehen. Trotzdem gibt es Leute, die vielleicht die Zeit abwarten, um das Wunder mit eigenen Augen wahrzunehmen. Die Sagensammlung von Lohmeyer (Saarbrücken 1935) bringt zahlreiche ähnliche Beispiele, besonders aus dem Hunsrück. Auf dem Friedeberg, oberhalb Hirstein (Kr. Birkenfeld), steht ein großer, fast rechteckiger Steinblock. Er dreht sich dreimal um, wenn er in Hirstein Mittag läuten hört (Lohmeyer S. 310).

In der Säugrub, einem Hohlweg, der von Bardenbach (Kr. Merzig) nach Vogelsbüsch führt, liegen drei gewaltige Steinblöcke. Sie heißen die Riesenwetzsteine, weil die Riesen sie einst benutzten. Ihre unteren Teile ruhen viele Klafter tief im Boden und man müßte hundert Jahre graben, um ihre ganze Größe und Schwere zu erkennen. Wenn aber einmal die Zeit kommt, in der aus dem benachbarten Buttnicher Hof ein großes Dorf geworden ist, drehen sich beim erstmaligen Zinken der Buttnicher Mittagsglocken die Riesenwetzsteine dreimal um sich selbst und jeder kann ihre ungeheuere Größe bestaunen. Hier ist die Eigenart des

Volksscherzes vollkommen verloren. Aber noch sehen wir dem Volksglauben die nüchterne Überlegung beigesellt. Denn wahrscheinlich ist der Buttnicher Hof so klein, daß aus ihm nie ein Dorf werden wird. Trotzdem weist uns gerade diese Fassung auf eine Wurzel des ganzen Glaubens hin. Die unfaßliche Höhe solcher Felsen oder Steinmale, seien sie nun natürlich entstanden oder durch Menschenhand aufgerichtet, brachte den Menschen den Wunsch nahe, zu wissen, wie tief diese Steine in der Erde steckten.

Eine andere Möglichkeit der Deutung erschließt sich, wenn wir die folgenden drei Sagen betrachten. Bei dem Dorfe Börfink (Kr. Trier) steht eine Felsengruppe. Wenn der größte Stein in ihr Mittag läuten hört, dann dreht er sich dreimal um sich selbst. Das soll auch die Stelle sein, wo die Kutsche mit ihren „galanten" Pferden in einem Gewölbe begraben steht (Lohmeyer S. 347).

In Gloggnitz (Niederdonau) zogen die Einwohner zum Teufelsstuhle, der sich am Allerseelentag schnell drehen und dabei öffnen sollte, und beteten dort. Sie wollten dadurch den Schatz heben und eine verwunschene Prinzessin befreien (Buschan, Altgermanische Überlieferungen, S. 215). Auf dem Wildfrauenhaus bei Gedern (Oberhessen) ist ein Stein, der sich jedesmal um Mitternacht dreht. Es kommt dann eine Glucke mit zwölf schwarzen Hühnern hervor. Was aber das zu bedeuten hat, weiß niemand zu sagen (Bader, Hessische Sagen, 1912, S. 44). Hier ist das Drehen verbunden mit dem aus zahlreichen Schatzsagen bekannten Sich öffnen der Erde oder einer Felswand. Oft sind in der Volkssage Schätze von einfachen Steinen bedeckt. Der Wunsch, einen solchen Schatz zu heben, führte zu dem weiteren Verlangen, der Stein möge sich auf geheimnisvolle Weise bewegen. Schließlich führt uns diese Vorstellung zum Steingrab, das ja neben dem Toten auch die mitgegebenen Schätze barg.

Eine dritte Möglichkeit der Deutung erschließt sich, wenn Fälle vorliegen, in denen das Drehen oder Bewegen des Steines einen besonderen Zweck verfolgt. Die Bewegung gilt als Zeichen der Vorschau, der Probe, auch der Strafe. Bei Sulzmatt (Elsaß) soll sich der 3,80 m hohe Menhir am Karfreitag beim Angelusläuten herumdrehen. Wenn ein junges Mädchen, das einen Mann sucht, dies sieht, verheiratet sie sich noch im gleichen Jahr. Bei Spich in der Wahner Heide bei Köln liegt der Hollstein. Wegen einer großen Aushöhlung heißt er auch Hutstein. In Nächten, in denen die Geister durch die Lüfte fahren, soll er sich aufrichten und irgendeinem Bösewicht auf den Kopf setzen, der die ganze Geisterstunde die Last zu schleppen hat (Jung, E., Germanische Götter und Helden, 1939, S. 272). Auf einem Waldweg, der von Ägidienberg nach Honnef (Siegkreis) führt, stand früher ein Steinkreuz, auf dem ein glatter, runder Stein lag. Eine Frau aus Ägidienberg nahm diesen Stein einmal mit, um damit ihren Käse zu beschweren. Da tanzte der Stein im Käsetopf auf und ab. Die Frau mußte ihn schließlich wieder an seine alte Stelle zurückbringen (Zeitschr. d. Vereins f. rhein. und westf. Volksk. 1905, S. 234). Hier handelt es sich nicht um ein Steinmal, sondern um einen losen Stein. Sehr genau wird im nordgermanischen Raum unterschieden zwischen festen und losen Steinen. Die in den schwedischen Sagen und Formeln auftretenden Steine heißen immer jordfast sten, d. h.: feststehender Stein (Grimm, J., Deutsche Mythologie, 4. Aufl., 3. Bd., S. 185). Trotzdem sind im Volksglauben gerade die losen Felsen und Steine von Bedeutung. Was bei den fest im Boden wurzelnden Steinen als Wunder erscheint, nämlich das Sichdrehen und Bewegen, kann hier durch den Menschen selbst, oft allerdings nur unter großer Anstrengung, vollbracht werden. Besonders die schwingenden Steine oder Wackelsteine und die hebbaren Steine spielen eine bedeutende Rolle bei Zauberhandlungen und -proben. Durch Bewegen der Wackelsteine soll man Donner und Regen herbeiführen können. Der Lotterfelsen auf dem Schneeberg im Elsaß ist ein Wagstein, der durch Stoßen in schwingende Bewegung versetzt werden kann. Nach Stöber mußten des Treubruchs angeklagte Frauen hier ihre Unschuld beweisen. Ähnliches gilt von den französischen pierres branlantes. Der Madstein im Kinzigtal (Spessart) soll von einer Jungfrau als Beweis ihrer Unschuld getragen worden sein (Mai, W., Jungfernsprungsage, in Germanien 1939, S. 421). Bei niederbayerischen Kirchen stehen solche Steine, die von den Burschen gelupft werden. Das Gelingen gibt Auskunft über eigene Reinheit oder über den Ausgang eines Unternehmens. Wenn auch die von Menschen bewegten Steine nur einen mittelbaren Zusammenhang mit jenen feststehenden Steinmalen haben, die sich zu bestimmter Zeit selbst drehen oder bewegen, so scheinen doch bei beiden Erscheinungen verwandte Vorstellungen vorzuliegen.

Als letzter und wohl entscheidender Untergrund des Glaubens vom Drehen der Steine ist der Glaube an die Steinseele zu nennen. Bei der Quelle und beim Baum verstehen wir eine Beseelung eher, denn hier ist Bewegung wahrzunehmen, beim toten Stein scheint uns die Vorstellung sehr gesucht, und doch hat die Steinseele eine Bedeutung, die der der Baumseele nur wenig nachsteht. Den Stein kann der Mensch als Wesen ansehen, weil er seiner Form nach eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Menschen hat. Das trifft bei sehr vielen Felsen und Steinmalen zu. In der Dunkelheit mag es einem scheinen, als stehe der Stein als riesige Menschengestalt vor einem. Ver-

steinerungssagen sind zahlreich: Sagen vom Watzmann, von Frau Hütt, von versteinerten Riesen, aber auch von versteinerten Tieren oder Gegenständen. Lüers führt in seiner Stammeskunde mehrere Sagen von versteinerten Mehlsäcken an. Zahlreiche Fluren „steinerner Mann" gehen wohl auf solche Felsgebilde zurück. Den Platz um den bekannten Spitzstein auf dem Puberg (Elsaß) nennt man „den steinernen Mann". Ein Beispiel aus der Nordpfalz zeigt uns, wie sich das Bewegen mit der Gestalt des Felsens verbindet. Zwischen Altenbamberg und Feil (Kr. Rockenhausen, Westm.) steht ein kopfförmiger Fels, Frauenkopf genannt. Wenn der elf Uhr läuten hört, dann wackelt er. Die Bewegung des menschenähnlichen Steinbildes geht über auf das von Menschenhand künstlich geschaffene Steinkunstwerk. Gegenüber dem alten Palais Savoye in Saarbrücken steht in einer Nische der Ludwigskirche ein steinerner Heiliger, der ein Buch in der Hand hält. Wenn die Uhr zwölf schlage, dann soll der Heilige das Blatt des Buches umwenden. Der alte Herbergsvater Stumm, der gegenüber wohnte, erzählte das meist den Handwerksburschen, und die stellten sich hin, wenn die Zeit da war (Lohmeyer S. 27). Das Dreh- und Bewegungswunder mündet aus in den zahlreichen Wunderlegenden von Heiligenstatuen und -bildern, die von der Kirche oft bekämpft, aber auch gefördert wurden.

Dem Drehen der Steine steht eine fast gleichartige Erscheinung bei Bäumen gegenüber. Auch hier finden sich sehr viele Beispiele aus dem Hunsrück. Bei Gollenberg (Kr. Birkenfeld) dreht sich die alte Buche auf der Springwiese, wenn sie Mittag läuten hört, dreimal um sich selbst. Desgleichen die Eiche auf dem Stellberg. Die Eiche bei der Hattgensteiner Hand dreht sich um Mitternacht. Alle drei Bäume liegen nahe bei Birkenfeld (Lohmeyer S. 322, 340). Die dicke Eiche bei Waldgrehweiler auf der Nachtweide tanzt, wenn sie die Glocken von Biesterschied (Kr. Rockenhausen, Westm.) läuten hört. Diese Bäume sind alle besonders hoch. Der Gedanke, daß sie, die so festverwurzelt standen wie die hohen Steine, sich bewegen könnten, schien wundersam. Daß von den Bäumen die Erscheinung auf die Steine übertragen worden wäre, ist nicht anzunehmen. Bei einer anderen Vorstellung und Brauchhandlung ist dies allerdings der Fall, nämlich bei dem Durchziehen kranker Kinder durch Astgabelungen. Anfänglich hat man den Baum geschlitzt und an eine Heilung von Brüchen geglaubt, sobald der Baum wieder zusammengewachsen sei, dann hat man natürliche Astgabelungen benutzt und schließlich den Brauch auch auf natürliche Felshöhlungen übertragen. Auch bei anderen Gegenständen finden wir die geheimnisvolle Bewegung. Allgemein verbreitet im germanischen Raum ist die Ansicht, man könne zu gewissen Zeitpunkten, an Ostern oder Mittsommer, die Sonne tanzen sehen (vgl. Germanien 1939, S. 8). Hier, wie bei den Steinen und den Bäumen finden wir die Dreizahl in der Bewegung. Die Sonne macht drei Sprünge. In Skandinavien ist man allerdings der Ansicht, daß sie sich an diesem Morgen stets um sich selbst drehe. Belebung von Dingen als Strafe finden wir beim Märchen vom Tischlein deck dich in dem lebendig werdenden Knüppel. Stintzi erzählt im zweiten Band seiner elsässischen Sagen S. 143, vom Climont im Unterelsaß eine Sage, in der ein Holzschuhmacher ein Scheit Holz stiehlt. Das Scheit wird auf dem Heimweg immer schwerer. Als der Mann es abwirft, fängt es zu tanzen und zu lachen an. Nach dem Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens II, S. 419 drehen sich auch die Wracks gesunkener Schiffe. Sehr bekannt ist die Vorstellung, daß sich der Tote im Grabe herumdreht. Ähnlich wie bei den obengenannten Scherzen vom Drehen der Steine wird sie heute unter der steten Bewußtheit gesehen, daß dies ja wohl nicht möglich sei. Der Vorstellungsgrund aber liegt in jener Zeit, als der Gedanke vom Weiterleben des Toten im Grabe durchaus üblich war.

Suchen wir das Gemeinsame der bisher im einzelnen dargelegten Meinungen, so müssen wir vor allen Dingen auf das Wort „hören" Nachdruck legen. Die Dinge drehen sich, weil sie hören. Sie haben menschliche Fähigkeiten, sie zeigen eine Seele. Jakob Grimm gibt im 1. Band seiner Deutschen Mythologie noch bezeichnende Hinweise dieser Art (S. 537). Den Felsen und Steinen wird Mitleid und Teilnahme an menschlichen Zuständen beigelegt. Snorri 68 bemerkt, man sehe die Steine ausschlagen, wenn sie aus dem Frost in die Wärme kämen. Eine mittelhochdeutsche Redensart aus der Minnesängerhandschrift 2, 235b lautet: „einen stein mit riemen twingen, daz man im an der âder lâze bluot". Weiterhin ist allen Erscheinungen gemeinsam die Dreizahl der Bewegungen. Der Zeitpunkt des Drehens ist meist der Mittag bzw. das Elfuhrläuten. Unter zwölf Beispielen des Drehens von Steinen und Bäumen ist achtmal Mittag genannt, je einmal Mitternacht, Christtag, Karfreitag, Himmelfahrt. Das Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens nennt außerdem alle 100, alle 500 Jahre. Die französischen pierres de minuit bewegen sich, ähnlich wie die Drehsteine des irischen Märchens um Mitternacht (Grimm, J., Deutsche Mythologie 4. Aufl., III. Bd., S. 185). Merkwürdig erscheint der Zeitpunkt Mittag, nachdem im allgemeinen alle Geistererscheinungen und übersinnlichen Vorgänge sich um die Geisterstunde, also nach Mitternacht abspielen. Eine Klärung dieser Frage scheint noch zu frühe. Man kann die Beobachtung machen,

daß die genannten Steine oder Bäume alle ziemlich weit entfernt von der Kirche, deren Geläut sie vernehmen, stehen. Der Klang der Glocken dringt gerade noch zu ihnen. Hierher gehört auch die im Birkenfeldischen übliche Redensart, man dürfe die Kartoffel nicht zu tief in die Erde setzen, sie müssen noch „Meddag laute heere!" Das Mittagläuten ist eben das häufigste Läuten.

Fast alle bisher gebrachten Beispiele stammten aus Westdeutschland. Eine Ausnahme macht der Stein in Gloggnitz (Niederdonau). Die Durchsicht verschiedener Sagensammlungen Mittel- und Ostdeutschlands ließ aus diesen Gebieten keine weiteren Beispiele des Drehens bekannt werden. Die sich drehenden Steine sind aus Irland, Frankreich, dem Französischen Jura, dem Elsaß, der Westmark, Hessen, dem Bergischen Land bekannt. Es ist das gleiche Gebiet, in dem sich aus den ältesten Zeiten die großen Steinmale erhalten haben. Jakob Grimm nannte den Steindienst keltisch. Die Stellung des Steines im Volksglauben ist aber zweifellos gemeinindogermanisch. Darauf weisen die verschiedenen Glaubensreste aus dem rein germanischen Norden hin. Immerhin dürfen wir die genannten Volksmeinungen als Überlieferungen aus ältesten Tagen bezeichnen.

Das Leben im Stein

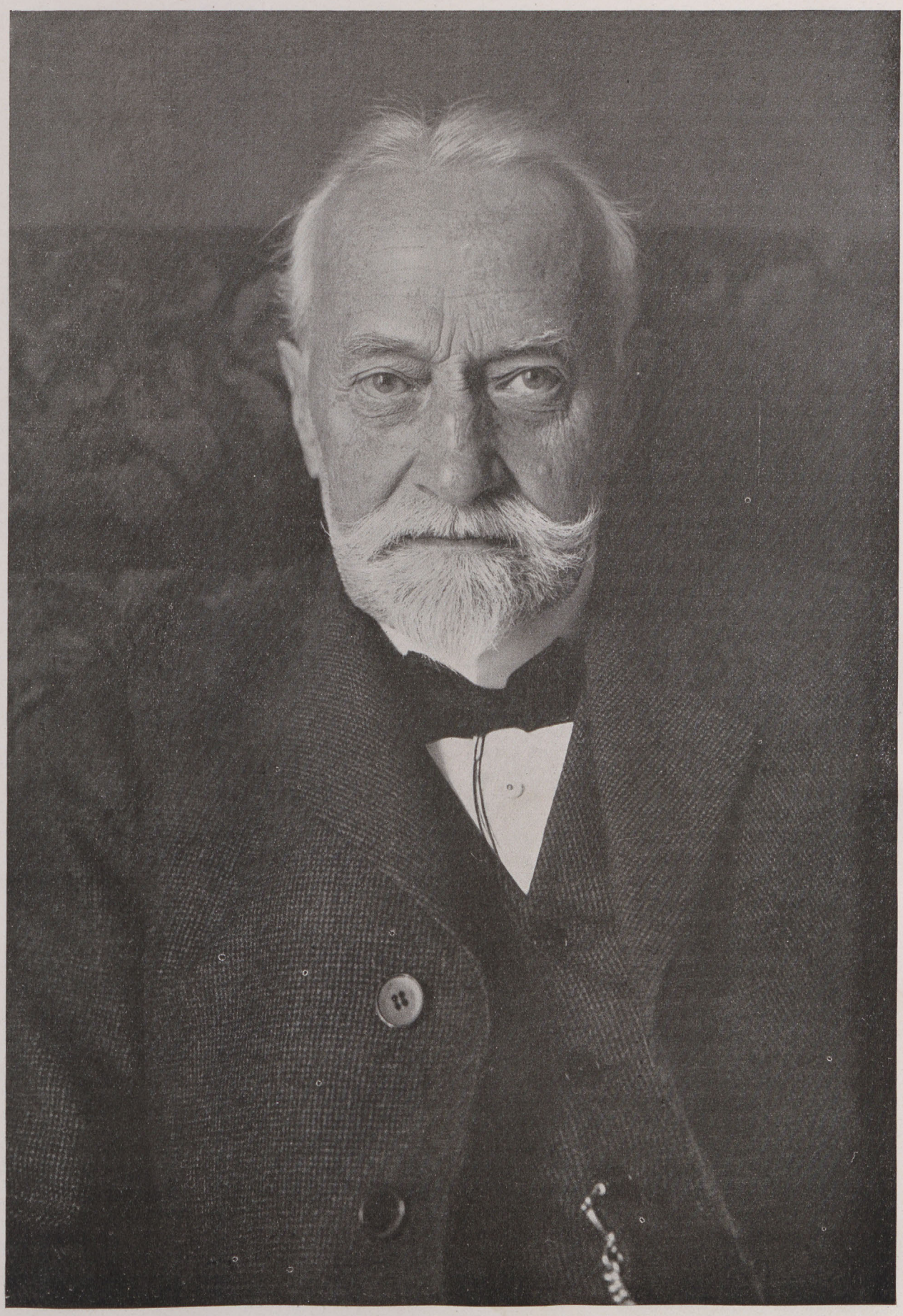
War in dem ersten Abschnitt der Stein als Eigenwesen mit menschlichen Eigenschaften gedacht, so sehen wir ihn nun als Hülle oder Wohnung des Lebens. Wieder ist der Ausgangspunkt ein einfacher Volksscherz. In den Gemarkungen von Hainfeld (Kr. Landau, Westm.) und Dannenfels (Kr. Kirchheimbolanden) stehen kleinere Steine, sog. Hinkelsteine. Man läßt die kleinen Kinder das Ohr an den Stein halten, damit sie die Hinkel (pfälzisch für Huhn, mhd. huoniclin) im Stein hören. Der Hinkelstein in Kirchheimbolanden steht mitten in einem Waldweg und ist ungefähr 1 m hoch. Diese Tatsachen schienen zunächst nicht untersuchenswert, denn es handelt sich offenbar um das Entstehen von Vorstellungen durch sprachliches Mißverständnis. Die Steine hießen ursprünglich Hünensteine. Das Volk verlor die genaue Vorstellung des Wortes Hüne. Auch heute noch ist es in der pfälzischen Mundart nicht volkstümlich. Man spricht immer nur von Riesen. So lag es nahe, aus einem mißverstandenen Hühnerstein einen Hünkel- oder Hinkelstein zu formen. Man spricht in Rodenbach (Kr. Kaiserslautern, Westm.) und Kaiserslautern selbst auch von Hinkelgräbern. Hinkelsteine, entweder als wirklich erhaltene Steine, oder aber im Namen einer Flur erhalten, gibt es besonders in der Umgebung dieser Stadt. Hinkelsteine haben sich erhalten in Martinshöhe (Kr. Zweibrücken, Westm.), in Bann und Otterberg (Kr. Kaiserslautern), in Obermoschel und auf dem Stahlberg (Kr. Rockenhausen, Westm.). Nach August Becker, Pfalz und Pfälzer heißt eine Felsgruppe bei Neuleiningen (Kr. Frankenthal, Westm.) Hinkelstein. Der rheinhessische Hinkelstein bei Monsheim hat einer vorgeschichtlichen Kultur den Namen gegeben.

Trotz des sprachlichen Mißverständnisses und eines dementsprechend sehr jungen Alters der Volksmeinung von den Hühnchen im Stein schienen tiefere Gründe vorzuliegen. Es ist zunächst nicht wichtig, daß gerade Hühner in dem Stein sind. Wichtig ist, daß sich die Vorstellung des Lebens im Stein erhalten hat. Wir finden dann vor allem die Vorstellung von Hühnern im Stein auch dort, wo nicht mehr von Hinkelsteinen gesprochen wird. Schon erwähnt wurde der sich drehende Stein von Gedern (Oberhessen), bei dessen Drehen eine Glucke mit zwölf schwarzen Hühnern aus der Erde kommt. Zwischen dem Schneeweider Hof und Bosenbach (Kr. Kusel, Westm.) lag ein inzwischen gesprengter Felsen, die Gluck, in Nähe der Flur Steinerner Mann. Wenn man das Ohr an diesen Felsen hielt, hörte man die Kücken piepsen. Der Name Pipelestein am Blochmont im Oberelsaß weist in seinem Namen auf die Pipele = Hühnchen. Die Volksüberlieferung berichtet allerdings, daß man in ihm in der Heiligen Nacht eine himmlische Musik und einen Weihnachtschor vernehme. Von dem bekannten Gollenstein bei Blieskastel (Kr. St. Ingbert, Westm.) heißt es: „Wammer de Kopp degee schlaht, komme bludiche Hinkel raus!" Man denkt dabei an kleine Kopfwunden. K. Christ leitete in Pfälz. Museum 1894, S. 38 den Namen Gollenstein ab von Goller = Hahn und gollen, mhd. goln = singen. Das ist zweifellos falsch. Wie neuerdings E. Christmann nachweist, kommt der Name von dem lat. colus = Spindel. Er ist also wie bei den Spill- und Spindelsteinen ein Vergleich mit der langen Spindelform.

Christ bemerkt zu den Hinkelsteinen, sie hätten ihren Namen daher, daß man darunter als Geheimnis Eierschalen legte. Die Frage kann hier nicht ausführlich untersucht werden, ob Zusammenhänge mit irgendeinem Brauch des Niederlegens bestehen. Wir müssen verschiedene Arten der Niederlegung von Gaben unterscheiden. Zuerst das allgemeine Opfer, das wohl fast durchweg in der Gemeinschaft stattfand und mit großen Opferschmäusen der geopferten Tiere verbunden war, dann das Weihen von Gaben durch Einzelne, sei es als Bitte, sei es als Dank. Die heute in der katholischen Kirche Süddeutschlands noch üblichen Weihegaben, die besonders durch Andree und Kriß untersucht wurden, zeigen diese Zweiteilung der Gaben, die der Einzelmensch meist im Stillen darbringt, noch deutlich. Die spitzen Steinmale können keine Opfersteine gewesen sein. Als Opfer-

steine werden verschiedene breite Steine mit abwärtslaufenden Rinnen oder Mulden auch Näpfchensteine angesprochen. Bei den Hinkelsteinen kann es sich höchstens darum handeln, daß an ihnen kleine Gaben niedergelegt werden. Vielfach finden sich Münzen unter Steinen, E. Jung sagt in seinen Germanischen Göttern und Helden S. 282: „Die Steinblöcke zu Freren, welche eine Masse spätrömischer Münzen, der Stein in der Davert bei Münster, welcher zwölf Lanzen bedeckte, waren gewiß Opfersteine, die Schätze darunter Opfer. Dasselbe gilt von den neunundneunzig Goldmünzen des Kaisers Valens, welche zu Lintorf beim Pflügen ans Licht kamen. Grenzsteine stehen regelmäßig auch unter sakraler Weihung!" Es muß in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß unter den Grenzsteinen bei der Steinsetzung Zeichen vergraben wurden, meist Siebnerzeichen genannt nach einem Siebnerausschuß der vereidigten Steinsetzer. Im 18. Jahrhundert legen in dem vorderpfälzischen Rehhütte die Feldgeschworenen ihre Beizeichen, Geheimnisse oder Enkel. Wir müssen hier eine enge Abhängigkeit zwischen dem letzteren Ausdruck und dem Wort Hinkelstein vermuten. Ich werde an anderer Stelle genauere Untersuchung führen. Trotzdem mag die Vorstellung vom Huhnopfer stark bei der Bildung des Volksglaubens, daß Hühnchen im Stein leben, mitgewirkt haben. Bis in unsere Zeit herein wurden in Kirchen Hühner dargebracht. Sie galten als Gabe für den Priester. In Verbindung mit Kirchen und Schätzen werden Hühner genannt. In der Marxkapelle bei Riedingen (Oberelsaß) sitzt eine Henne mit goldenen Eiern. Bei Diemeringen (Oberelsaß) sieht man alle Abend eine Henne mit ihren Küchlein einen Schatz hüten (Stintzi, P., Die Sagen des Elsaß, 2. Teil, S. 203). Als Sühneopfer und Bauopfer wurde die Henne verwandt. Bei Erkrankung wurde eine schwarze Henne in die Herdgrube eingemauert oder im Stall vergraben (Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens Bd. IV). So müssen wir doch einen bestimmten Zusammenhang sehen zwischen der Vorstellung der in Steinen eingeschlossenen Hühnchen und diesen Opfern. In einem Falle stehen ein nachgewiesenes kirchliches Huhnopfer und der Name Hüne räumlich zusammen. Der Gipfel des hessischen Hausberges (Oberhessen) heißt Hoinkopp: Ein eigenes Hoinjerfest mit Markt und Tanz wurde hier früher abgehalten. Die Volkssage spricht von einem heidnischen Gott Hoija. Das klingt aber unwahrscheinlich. Andere erzählen, hier hätten die Hoinen = Hennen, Hünen gewohnt. Aus der Ferne wären später Leute gekommen, die in der naheliegenden Kapelle schwarze Hühner geopfert hätten. Trotzdem kann uns dieses Zusammentreffen nicht viel besagen.

Wenn auch die Vorstellung des im Stein als Bauopfer eingemauerten Huhnes bei der Vorstellung mitgespielt haben mag, so dürfen wir hierin nicht den Hauptgrund zur Bildung unserer Anschauung sehen. Wir finden ja andererseits auch Felsen und Steine, aus denen Musik oder Geisterstimmen ertönen. Wer bei St. Odilien und am Tännchel im Unterelsaß sein Ohr an Felsen hält, der hört darin reden und singen. Das sind die Stimmen der Feen (Stintzi, P.: „Die Sagen des Elsasses, I. Bd., S. 130). Zwischen Geiselberg (Kr. Pirmasens) und dem Heltersberger Badeweiher steht der Engelsfels. Wenn man seinen Kopf daranhält, hört man die Engel pfeifen. Nicht weit von dieser Stelle bei der Schauerdelle an der Straße von Johanniskreuz nach Heltersberg steht der Weiße Stein. Auch an ihn hält man das Ohr, um die Engel singen zu hören. Auf eine ähnliche Vorstellung mag der Namen des Klingelsfelsen (Kr. Zweibrücken, Westm.) zurückgehen. Im Oberelsaß befindet sich bei Lützelhausen auf dem vorderen Langenberg ein Steinring, den man den Feengarten nennt. Dort sieht man nachts die Feen ihren Reigen tanzen (Stintzi, P., Die Sagen des Elsaß, 2. Teil, S. 141). In diesen wie in zahlreichen anderen Sagen sind die Felsen in eine Verbindung mit Feen, Engeln oder Jungfrauen gebracht. Willi Mai weist in seinem Aufsatz über die Jungfernsprungsage in Germanien 1939, S. 422 andeutend auf diese wichtige Beziehung hin: Weitverbreitet ist in Deutschland, besonders in Thüringen, das Sagenmotiv von der an Felsen umgehenden weißen Frau oder von der in den Fels verzauberten und ihrer Erlösung harrenden Jungfrau. Neben diesen Hinweisen allgemeiner Art gibt es aber im besonderen eine Menge von Sagenberichten, die die Felsen zeugen lassen von unglücklicher oder treuloser Liebe, von Liebessehnsucht und Liebesklage, oder in engerem Anschluß an die Elemente der Jungfernsprungsage sie in anderer Weise zu Prüfsteinen der Frauentreue oder zu Zufluchtstätten für gehetzte Unschuld machen. Der bereits erwähnte Madstein im Kinzigtal (Spessart) soll sich z. B. einer fliehenden Jungfrau geöffnet und sich gleich wieder verschlossen haben, so daß sie ihren Verfolgern entging (Germanien 1939, S. 421). Alle diese Züge der Überlieferung weisen darauf hin, daß Felsen und Steinmale auch als Stätten der Prüfung jungfräulicher Reinheit anzusprechen sind. Mai verweist weiterhin auf die Bedeutung solcher Felsen als Stätten des Verlöbnisses und der Eheschließung (Brutkoppel, Brutkamp). Nicht nur bei Steinen können wir zauberhafte Handlungen oder Proben von Frauen feststellen, sondern auch bei Quellen. Manchmal ist auch beides vereint wie in Guidesweiler (St. Wendel, Westm.) bei der Kapelle des hl. Valentin, dem Schutzheiligen der



GUSTAF KOSSINNA

Am 10. Todestage gedenkt die Deutsche Vorgeschichtsforschung in Treue und Dankbarkeit ihres Altmeisters

Liebenden. Zwanzig Schritte von der Kapelle sprudelt eine Quelle. Vor ihr liegt ein wundertätiger Stein. Tritt ein heiratsfähiges Mädchen beim Brunnenschöpfen auf den Stein, so bekommt es bestimmt einen Mann (Lohmeyer S. 246).

J. Grimm erwähnt in seiner Mythologie (Bd. III, S. 185) eine Stelle aus der Kristnasage: Der Isländer Kodran im Vatnsdal hatte zu Silja einen Stein, dem er, wie seine Vorfahren, opferte. Sie wähnten, es wohne darin der Armadr, von dem das fruchtbare Jahr käme. Der fruchtbare Geist hat seine Wohnung also im toten Stein. Von solchen Geistern sind die große Zahl der kleinen und großen Gestalten abzuleiten, die nach der Volkssage heute noch die Felsen bewohnen, auch wenn diese keinen Höhlencharakter haben: die Zwerge, Kobolde, Drückemännchen, Graumännchen und wohl auch die Riesen. Die meisten sind zwergartige Gestalten. Merkwürdig erscheint, daß dabei die meisten Steine ihren Namen nach den Riesen oder Hünen haben. Die Benennung ist allerdings meist so entstanden, daß der Fels oder das Steinmal nicht als Behausung, sondern als Werkzeug oder Spielzeug der Riesen galt. Nun gibt es allerdings auch Hünen, die unterirdische Kobolde sind, ein kurzes Leben haben und Kinder rauben (Grimm, J., Deutsche Mythologie, 4. Aufl., IV. Bd., 1878, S. 151). Man könnte also eine ehemalige erweiterte Bedeutung des Wortes im Sinne: Erdgeist annehmen.

In diesem Zusammenhang sei auch auf die Möglichkeit, einen Geist durch Umschreiten eines Felsens hervorzulocken verwiesen. In Fischbach bei Hochspeyer (Kr. Kaiserslautern, Westm.) steht ein tischartiger Felsen, Müllers Tisch genannt. Geht man dreimal um ihn herum, so erscheint das Weiße Fräulein. An der alten Rheinhäuserstraße bei Speyer soll man an einem Meilenstein mit einem Unterbau den Geist des Waldhüters Neibert sehen können. Uneingeweihte Knaben heißt man dreimal um den Stein gehen und rufen: „Neibert komm heraus!" Beim dritten Male schlägt man ihnen auf den Backen. Eine Sage aus Kaiserslautern berichtet, wie ein Mann auf Grund einer Wette dreimal um den sog. Napoleonsstein auf dem alten Friedhof herumging und dabei den Teufel anrief.

Besonders die Vorstellung vom Weiterleben der Toten spielt bei dem Volksglauben an das Leben im Stein mit. Unter dem Steinmal, das weit sichtbar in der Landschaft war, lebte der Tote sein geheimnisvolles Schattenleben. Warum sollte man nicht seine Geisterstimme vernehmen, wenn man das Ohr auf die Erde oder an den Stein hielt? Es gibt Sagen, die uns bis in die Zeit ausgesprochener Totenfurcht zurückführen. Der Stein verhindert das Kommen des Toten. Bei Eckerich im Oberelsaß liegt der Jungfrauenplatz. Man sieht hier einen großen Steinhaufen, unter dem eine Jungfrau begraben liegen soll. Sie wurde von einem Burschen dort erschlagen. Der Wandersmann wirft einen Stein auf den Haufen und betet ein Vaterunser, um so zu verhindern daß ihre Seele wiederkommt (Stintzi, P., Die Sagen des Elsasses, I. Bd., S. 116). In Tirol muß ein Kind, das zum erstenmal die Burgeiser Alp ersteigt, einen Stein aufheben und ihn auf einen Steinhaufen werfen, unter welchem die wilden Fräulein wohnen, und dazu sprechen: „Ich opfere, ich opfere dem wilden Fräulein!" Wer es unterläßt, wird dafür von den Wilden bestraft (Wuttke-Meyer: Der deutsche Volksaberglaube, Berlin 1900, S. 297). Ähnliche Vorstellungen wie bei dem Steinhaufen am Eckerich im Elsaß finden sich in Irland. Eine Opferhecke, die seit alters, besonders von Holzhauern mit Steinen bedeckt wurde, ist aus Medebach am Bromberge bekannt (Zaunert, P., Westfälische Stammeskunde, S. 537). Wie die Steinsäule, so kann auch der aus solchen Anschauungen aufgerichtete Steinhaufe als Steinmal bezeichnet werden.

Wie unseren Vorfahren der Tod kein endgültiger Abschluß eines Zustandes war, sondern Übergang zu neuem Leben, so ist auch das Steinmal nicht nur Wohnung des vom irdischen Lebensraum abgetretenen Menschen, nicht nur Grab, sondern auch Wiege. A. Meier-Böke hat in Germanien 1938, S. 203 wichtige Mitteilungen über die sog. Poppensteine gemacht. Der Poppestein in den nördlichen Niederlanden ist der Herkunftsort der kleinen Kinder wie anderswo Quellen oder Zäune. Auch in Schleswig-Holstein gibt es einen Poppestein. Meier-Böke stellt den Namen zu Poppe = Mädchen und poppen = gebären. Auch in Frankreich (Bretagne) und anderen Landschaften des Großsteingrabkreises gibt es Kindersteine. Der ostmärkische Dichter Peter Rossegger schildert einmal ein steiermärkisches Begräbnis. Nachdem der Ahn begraben ist, gibt die Frau dem Manne das kleine Enkelkind und sagt: „Hier gebe ich Dir den Ahndl!" So sehen wir den ganzen durchschrittenen Kreis der Vorstellungen vom Leben im Stein eng verbunden dem großen nordischen Gedanken von der Ewigkeit des Blutlaufes.

Verwiesen sei wieder auf zahlreiche verwandte Erscheinungen im Baumkult. Auch hier kann man Stimmen ertönen hören, wenn man das Ohr anlegt, auch hier stellt man sich die Behausung eines Geistes vor und schließlich finden wir auch Kinderbäume. Am Nabenberg bei Johanniskreuz (Kr. Kaiserslautern, Westm.) steht eine alte Eiche. Die Leute, die beim Heidelbeersuchen dahin kommen, sagen, da sei ein eisernes Männchen drin. Besonders weibliche Wesen halten sich in den Bäumen auf. Beispiele dafür bringt H. Neuge-

bauer in einem Aufsatz: Tiroler Baumkult in Germanien 1939, S. 393—398. Auf dem Heinzenberge bei Zell am Ziller (Tirol) stand ein solcher heiliger Baum. Als man ihn umhackte, vernahm man eine klägliche Stimme. Das sollte die Muttergottes gewesen sein, die in dem Baum wohnte. Nach einer Meraner Sage wachsen die Kinder auf der Munt an den Bäumen. Nach Neugebauer finden sich solche Kinderbäume in ganz Süd- und Westdeutschland, in Holland, Belgien, der Schweiz und Siebenbürgen.

Eine Mittelstellung zwischen Baum und spitzem Steinmal nimmt der Pfahl ein. Der Kern des Baumstammes bleibt als Pfahl erhalten, von dem eine lange Reihe heiliger Säulen abgeleitet werden kann, die Irminsul, die nach Hoops Reallexikon S. 600 im Ahnenkult wurzelt, die Jupitergigantensäulen, Gerichtssäulen und schließlich die verchristlichte Form des Bildstockes. Einige der als Menhire oder Hinkelsteine bekannten langen Steine spielten als Gerichtssteine eine Rolle, z. B. der lange Stein bei Obersaulheim in Rheinhessen (Funk, W., Alte deutsche Rechtsmale, 1940, S. 50). Die Heiligkeit des Steines klingt aber noch in Rechtsgewohnheiten des Mittelalters nach, wo der Schuldige zu einem Bildstock seine Zuflucht nehmen kann. In den Satzungen der dritten Haingeraide (Pfälzische Waldnutzungsordnung) heißt es: „Wer im Kunsberg hauet und kommt vor das Weyer Bildt und Burrweiler Bildt, so ist er entflohen und frei" (Müller: „Geschichte der pfälz. Geraidewaldungen in Pfälzerwald 1905, S. 84).

Fallende und geworfene Steine

Besonders im norddeutschen Flachland, das keinen gewachsenen Fels aufweist, mußte man sich nach der Herkunft der in der Landschaft vorhandenen großen Felsen und Steinmale fragen. Man glaubte, die Riesen hätten sie einst hierher gebracht. Die Steine sind Werkzeuge der Riesen, besonders Wetzsteine. Der bekannte Gollenstein bei Blieskastel (Kr. St. Ingbert, Westm.) wird auch der Wetzstein des Riesen Goliath genannt. Felsgruppen brachte man mit den Riesen oder mit bekannten riesenhaften Erscheinungen in Zusammenhang, etwa das sog. Bett der Brunhilde im Taunus oder den Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim (Westm.). Die Herkunft alleinstehender Felsen erklärt man sich dadurch, daß einmal Riesen sie hierher geworfen hätten. P. Zaunert bringt in der Westfälischen Stammeskunde zahlreiche und verschiedenartige Beispiele dieser Art. Recht spaßhaft und übertrieben sind dabei oft die erzählten Einzelheiten. So soll einmal ein Riesenweib bei Kammerforst, Thüringen, etwas im Schuh gedrückt haben. Sie zog den Schuh aus, da fiel ein Stein heraus, den sie mit der Fußspitze eine halbe Stunde weit schleuderte. Das ist der heutige Hünenstein (Busch, O., Nordwestthüringer Sagen, 1. Teil, Mühlhausen i. Th. 1925, S. 40).

In Süddeutschland wird weniger von den Riesen als von dem Teufel erzählt. In Pfalz und Hessen gibt es mehrere Teufelssteine. Die Sage ist zur Legende geworden. Bei Kirchenbauten wollte der Teufel durch Steinwurf die Kirche zerstören, aber der Stein entglitt seiner Hand. So wird es von dem Teufelsstein bei Bad Dürkheim (Westm.) erzählt, durch den der Teufel das Kloster Limburg zerstören wollte. Von dem Kirchlein auf dem jetzigen Herrgottsberg bei Darmstadt soll der neben der Kirche liegende Stein abgeprallt sein. Man sieht an ihm noch die Eindrücke, die die Teufelskrallen hinterlassen haben (Bader, K. Hessische Sagen I, 1908, S. 4). In der Pfalz gibt es bei Hinterweidenthal (Kr. Pirmasens, Westm.) einen Teufelstisch. Die Hünengräber nennt man hier Teufelsbacköfen. Der Teufelsstein bei Ilbeshausen (Oberhessen) hat seinen Namen daher, daß hier einmal nachts böse Leute mit dem Teufel Karten spielten. Heute noch sieht man eine Delle im Stein. In sie legte der Teufel seine Heller (Bader K., Hessische Sagen II, 1912, S. 55). Auf dem Bräunelstein bei Schnaitsee finden sich gleichfalls Schüsseln, in denen der Teufel sein Geld gezählt haben soll (Lüers, F., Bayerische Stammeskunde, S. 33). Näpfchensteine begegnen zahlreich in Deutschland. Sie sind in engem Zusammenhang mit den Opfer- und Weihebräuchen an Steinen zu sehen, denn noch heute pflegen etwa Kinder beim Heidelbeersuchen Beeren als Opfer an solchen Steinen niederzulegen.

Neben der Herkunft der großen Steine von Riesen oder vom Teufel steht die unbekannte Herkunft aus irgendeinem Raum. Der Stein ist vom Himmel gefallen. Auf dem Brautberg in Mecklenburg liegt ein Stein, der einst aus der Luft fiel und eine ungetreue Braut erschlug, als sie im Hochzeitswagen einen Meineid schwur (Mai, W. in Germanien 1939, S. 421). Nicht nur das unerklärbare Vorhandensein der Felsmale führte zu dem Glauben, sie seien aus dem Weltall gefallen wie die Meteoren oder die Sternschnuppen, die man beobachten kann. Die spitze Form vieler Steinmale führte zum Vergleich mit der Speerspitze. So konnte man auch dieses Aufragen in der Erde erklären. Der spitze Stein war in der Erde steckengeblieben. So wird es von dem rheinhessischen Langen Stein bei Obersaulheim erzählt, den der Teufel in die Erde geworfen haben soll. Den gleichen Glauben vom Herabgeschleudertwerden hat man von den Belemniten, Versteinerungen in Finger- oder Geschoßform. Sie werden Albschoßsteine, Donnersteine, Donnerkegel genannt und sollen von den Alben, Hexen, ja von Donar selbst abgeschossen worden sein (vgl. Abel. O., Vorzeitliche Tierreste im Deutschen Mythus, 1939, S. 81 ff.).

Abel spricht S. 89 von den Donnerkeilen, die bei Gewittern vom Himmel fallen und sieben Klafter in den Boden stürzen würden. Aber jedes Jahr soll sich der Donnerkeil wieder etwas höher schaffen, bis er nach sieben Jahren wieder die Erdoberfläche erreicht. In der Westmark scheint der Glaube an die Donnerkeile ziemlich verbreitet. Freilich sind hier meist die Steinbeile und -werkzeuge der Steinzeit gemeint. Über ihre Bedeutung als Glückszeichen spricht A. Becker in seiner Pfälzer Volkskunde S. 117. Man bestreicht damit besonders das geschwollene Kuheuter. Sagen vom Aufwärtswandern der Donnerkeile und Donneräxte berichtet Lohmeyer aus Bischmisheim, Ensheim (Kr. St. Ingbert, Westm.) und aus der Merziger Gegend. Die Bedeutung des Glaubens von den Donnersteinen und Donnerkeilen erhellt auch aus volkstümlichen Flüchen der Pfalz wie: „Dich soll e Dunnerkeil veschlahn!" oder „Dich soll e Gewidder in de Erdsgrundsboddem veschlache!" Die Vorstellung vom Emporwandern innerhalb der Erde haftet auch den sog. Erdtöpfen an, in denen die Zwerge wohnten. In manchen Gegenden der Lausitz erzählen die Leute, diese Töpfe seien in der Erde gewachsen. Um Pfingsten könne man sie graben, denn da seien sie nur eine Elle unter dem Boden. Steigen sie so weit, daß der Boden anschwillt und Hügel bildet, so sei die Erde schwanger geworden. Aber im Winter sinken die Töpfe fünfzehn bis zwanzig Schuh hinab. Die Erdtöpfe sind nichts anderes als die Brandurnen der frühgeschichtlichen Zeit) (Sieber, Fr., Sächsische Sagen, Jena 1926, S. 134). Die natürliche Beobachtung des Wanderns der Steine im Ackerfeld mag zu solchen Vorstellungen beigetragen haben. Sagen von wandernden Steinen, auch nur von kleineren, sind trotzdem selten. Ein schlesischer Holzhauer wollte sich einmal ein Grübchen machen, um einen festen Tritt zu haben. Da kam er auf einen seltsamen Stein, der wie ein Karpfen geformt war. Den wollte er seinen Kindern nach Hause mitnehmen. Weil er ihn aber nicht auf seine Jacke legte, sondern daneben, hatten die Zwerge wieder Macht über den Stein und zogen ihn hinunter (Peuckert, W. E., Schlesische Sagen, Jena 1924, S. 222).

Eine verwandte Erscheinung ist das Wachsen der Steine aus der Erde. In Langenstein bei Marburg steht ein 6 m hoher Menhir, der lange Stein. Die Sage erzählt, eine Frau, die an dieser Stelle zum Beten niedergekniet sei, habe ihren Wetzstein in die Erde gesteckt. Der sei dann zu diesem großen Stein emporgewachsen (Germanien 1938, S. 265).

Das Steinerweichen

Die Erde dachte man sich in ihrem Urzustand als weiches Gebilde. Ursprünglich waren die Steine formbar. Aufgefundene Versteinerungen mögen diesen Glauben unterstützt haben. Die Meinung, viele Felsen seien versteinerte Menschen, hängt eng damit zusammen. Auffällig ist, daß das Versteinern besonders bei Frevel gegen das tägliche Brot eintritt. Den Steinen sieht man entweder den Zustand ihres einstigen lebendigen Seins noch an, oder aber die umgekehrte Bewegung tritt ein: Der Stein wird unter dem Einfluß gewisser überirdischer Mächte (Teufel, Riesen) wieder weich und zeigt Spuren ihres Tuns. Die meisten Spuren an Steinmalen und Felsen als Zeugen äußerlicher Behandlung sind Eindrücke von Fußtapfen oder Handspuren. Bei Heltersberg (Kr. Pirmasens, Westm.) sieht man in einem Felsen zwei große natürliche Eindrücke. Das ist der Riesentapps. Hier soll einmal ein Riese gegangen sein. Auf dem Teufelsstein bei Polchow (Amt Stettin) hält am Johannistag der Teufel seinen Mittagsschlaf, dann wird der Stein weich wie Käse. Der Teufel hat in den Stein seine Gliedmaße eingedrückt (Grimm, J., Deutsche Mythologie, 4. Aufl., III. Bd., 1878, S. 301).

Das Steinerweichen tritt aber auch dort ein, wo der Stein als Wesen gedacht ist, dem Mitgefühl zugesprochen wird. In ganz Deutschland ist die Redensart bekannt: „Das ist zum Steinerweichen." Bei Fulda im Wald liegt der Frauen-Hollstein, in dem man Furchen sieht. Da hat Frau Holl über ihren Mann so bittere Tränen geweint, daß der Stein davon erweichte. Schließlich wird das Erweichen, ähnlich wie oben das Sich-drehen des Steines, Zeichen der Schuld oder Unschuld. In Mecklenburg beteuerte eine Jungfrau ihrem Verlobten ihre Unschuld, indem sie ihren Fuß so fest auf den Felsen setzte, daß die Fußspur heute noch zu sehen ist. In Stubnitz auf Rügen fand man eine Unreine dadurch heraus, daß sich neben ihr die Fußspur eines Kindes abdrückte (Mai, W., Die Jungfernsprungsage, in Germanien 1939, S. 421). In einem Walde bei Marpe (Kr. Meschede, Westfalen) fand ein Bauer einen breiten, niedrigen Stein. Er nahm den Stein mit und benutzte ihn daheim als Türschwelle. Sowie aber jemand darüberschritt, wurde der Stein weich wie Gummi. Da brachte man ihn mit großer Mühe wieder zurück in den Wald. Dort sieht man heute noch die Fußeindrücke (Zaunert, P., Westfälische Sagen, Jena 1927, S. 57).

Mit der Vorstellung des Erweichens hängt die des Erglühens zusammen. Wie das Eisen in der Esse weich und glühend wird, so auch der Stein. Die westfälischen Hünengräber glühen nachts auf wie riesige Geisterlampen und leuchten dem König, wenn er auf der Heide herumwirtschaftet.

Vier wesentliche Erscheinungen des volkstümlichen Steinglaubens wurden in diesem Aufsatz untersucht. Fast alle sehen den Stein als etwas

Lebensvolles an. Sehr häufig konnten Verbindungen zum Totenhaus oder Grab aufgezeigt werden. Hier liegt zweifellos ein wichtiger Urgrund des ganzen Glaubens. Einzelne Hinweise fanden sich im Anschluß an die Betrachtung der Hinkelsteine für einen gewissen Steinkult. Das Niederlegen von Opfern oder Weihegaben auf Steinen war üblich. Wir können es noch in Verbindung mit dem Ahnenkult sehen. Später ist es aber vollkommen selbständig. Trotzdem brauchen Steinmale, von denen eine derartige Niederlegung bekannt ist, keine Weihesteine zu sein. Die Grenzsteine dienten vielfach hierzu. Das Unheimliche war ihnen schon deshalb verbunden, weil bei ihnen ein neues Gebiet begann, das vielleicht Feindesland war. Viele Sagen spielen sich an der Grenze ab. Hier kommen die Hexen zusammen. Trotzdem müssen wir annehmen, daß zahlreiche Steinmale ausgesprochene Weihestätten waren. Die Synode von Nantes im Jahre 658 verordnete den Schöffen und Priestern, daß sie mit dem größten Eifer dahin wirken sollten, daß die Steine, die ihre Gläubigen an verfallenen und bewaldeten Orten verehren, von Grund aus ausgegraben und an Stellen geworfen würden, wo sie niemals von einem Verehrer wieder aufgefunden werden könnten (Linckenheld in Elsaß-Lothringer Heimat 1931, S. 168). Im Indiculus superstitionum et paganiarum von der Synode von Liftinäe 743 wird neben den gotteslästerlichen Gebräuchen bei den Gräbern der Verstorbenen, neben den Götterhütten, von den Bräuchen, welche sie auf Felsen Steinen) ausüben, gesprochen. Der Steinkult steht so an gewichtiger Stelle neben der Verehrung der Quellen und Bäume. Daß er nicht gleichmäßig in Europa verbreitet war, zeigen die frühgeschichtlichen Funde. Die Treue der Überlieferung aber erweist sich daran, daß besonders die westeuropäischen Staaten und Westdeutschland reich an Beispielen sind, die gleichen Gebiete, in denen der Steinkult am ausgeprägtesten war.

Schrifttum

Abel, Othenio, Vorzeitliche Tierreste im Deutschen Mythus, Brauchtum und Volksglauben, Jena 1939.

Bader, Karl, Hessische Sagen, 2 Bde., Darmstadt 1908, 1912.

Busch, Otto, Nordwestthüringer Sagen, 1. Teil, Mühlhausen i. Th. 1925.

Buschan, G., Altgermanische Überlieferung in Kult und Brauchtum der Deutschen, München 1936.

Funk, Wilhelm, Alte deutsche Rechtsmale, Bremen 1940.

Grimm, Jakob, Deutsche Mythologie, 3 Bde., 4. Aufl., Berlin 1875, 1876, 1878.

Jung, Erich, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 2. Aufl., München 1939.

Linckenheld, E., Längs uralter Völkergrenze durch die Nordvogesen in Elsaß Land Lothringer Heimat, Gebweiler 1932, S. 257, 293, 338.

Lohmeyer, K., Die Sagen von der Saar, Blies, Nahe, vom Hunsrück, Soonwald und Hochwald, Saarbrücken 1935.

Lüers, Friedrich, Bayerische Stammeskunde, Jena o. J.

Mai, Willi, Die Jungfernsprungsage in Germanien 1939, S. 415—422.

Neugebauer, Hugo, Tiroler Baumkult in Germanien 1939, S. 393—398.

Peuckert, Will-Erich, Schlesische Sagen, Jena 1924.

Sieber, Friedr., Sächsische Sagen von Wittenberg bis Leitmeritz, Jena 1926.

Wuttke-Meyer, Der Deutsche Volksaberglaube, Berlin 1900.

Zaunert, Paul, Westfälische Stammeskunde 1, Jena 1927.

August Meier-Boeke

Der Stern in der weserländischen Volkskunst

Auch das Sternzeichen wurde einmal, schon lange vor Naumann, als „gesunkenes Kulturgut“ erklärt: „Als eine fast regelmäßig wiederkehrende architektonische Verzierung sehen wir an unseren älteren Bauernhäusern die Rose und den Stern, meist zu beiden Seiten des Türsturzes, in den Balken eingeschnitzt (Abb. 1). Obwohl der einfache Sternberger Stern (Abb. 2) erst Ende des vorigen (18.) Jahrhunderts in das Landeswappen aufgenommen wurde, das ursprünglich die fünfblättrige Rose, seit Annahme der Grafenwürde durch den Edelherrn Simon V. 1528 aber neben der Rose den Schwalenberger Stern mit der Schwalbe auf dem obersten Strahle in seinen vier Feldern zeigt (Abb. 3), so ist doch eine Beziehung jener, in unserm ganzen Land, auch in den Städten, sich findenden Art der Ornamentik auf unser Landeswappen nicht wohl zu verkennen“ (9). Die ältere lippische Heimatforschung sprach sogar kurzweg vom „Sternberger Stern“, wenn das Sternhauszeichen gemeint war (3).

Das Hauszeichen „Rose“ schien in der Tat „gesunken“: an ihrer Stelle erscheinen folgerichtig jenseits der gelbroten Grenzpfähle die Landeswappen der umliegenden Herrschaften. Östlich breitet die Schaumburger Nessel ihr stachliges Blatt, westlich blocken die drei Ravensberger Sparren, nördlich spreizt der preußische Doppeladler selbstbewußt sein Gefieder, wobei beispielsweise auf Hof Greife Nr. 78 in Faulensiek der Besitzer stolz vermerkt, daß er „aus Valdorf, aus dem Königreich Preußen“ stamme. Auch für die Herkunft des Sternzeichens aus dem Herrenwappen

ABB. 1. NIEDERNTÜR Meierhof Langenholzhausen Nr 1. (1808). l.: Doppelstern r.: Doppelrose mit Stern

der Oberschicht sprach zunächst einiges. Die amtszugehörigen Orte Alverdissen und Barntrup führen den Stern als Wappen (5), und vor zwei Lüdenhauser Dielentoren von 1687 (Nr. 55) und 1724 (Nr. 28) erscheint er gar in der eindeutigen Schwalenberger Sondergestalt „mit der Schwalbe auf dem obersten Strahle" (Abb. 4). Aber schon das Hauszeichen „Rose", dessen Wappenbeziehung wegen seiner Beschränkung auf den Raum Lippe und durch die Fünfblättrigkeit gegeben ist, erscheint formenmäßig stark durch andere Kraftfelder beeinflußt. Kaum einmal finden wir die schlichte archivalische Siegelform bzw. die Wappenfigur wie auf Abb. 7 links. Die Dorfzimmermeister gestalten vielmehr nach zusätzlichen schöpferischen Eingebungen, lassen sogar die „Fünf einmal gerade sein", indem sie vier-, sechs- und noch mehrblättrige Rosen aufmeißeln, wie auch die Steinmetzen an den Bauwerken der Weserrenaissance etwa zu Varenholz, Hämelschenburg, Haddenhausen, am Brakeler Rathaus. Das deutet auf ältere gemeinschaftliche Erinnerungen in der handwerklichen Überlieferung des Zeichens. Es wird

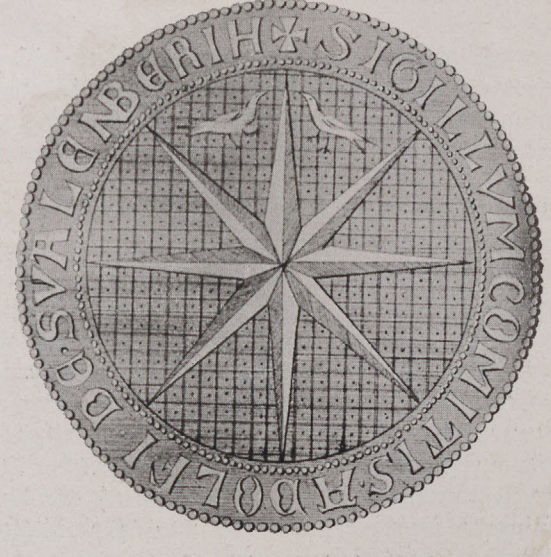


ABB. 3. 1246—1300. Lipp. Reg. Bd. 2, Taf. 20

häufig auch durch andere volksläufige Gestalten ersetzt, etwa durch Herzen (Abb. 5) oder das Rad mit dem Hakenkreuz in der Nabe (Abb. 6). Häufig sind auch Sternzeichen beiderseits. In all diesen Fällen ist also der Wappengedanke fallen gelassen.

In der Fülle der volkstümlichen Zeichenüberlieferung ist der Stern am häufigsten. In den von mir statistisch erfaßten 40 Siedlungen des nordlippischen Raumes übertrifft er selbst die Rose, das Landeswappen, mit 371:110 (8, S. 38). Geradezu rührend empfindet man die Liebe der meißelnden und malenden Meister, wie sie das Grundmotiv durch Änderung der Strahlenform, -zahl und -größe, der Gestaltmitte, der Kreisumrahmung und der Zwischenstrahlenzier in immer neuen Akkorden anschlagen (Abb. 17 u. 18). Für den „Sternberger Stern" ist nun durchgehend der keilstrahlige

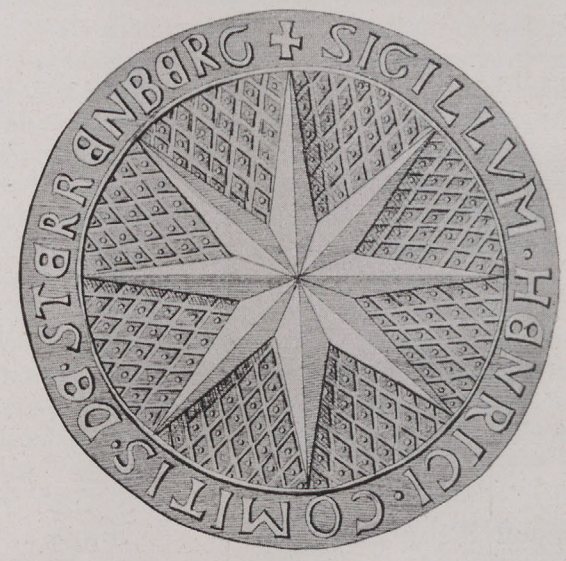


ABB. 2. 1252. Lipp. Reg. Bd. 1, Taf. 13

Achtstern verbindlich. Die älteste Form zeigt „einen roten, achtstrahligen Stern im goldenen Felde" (10) (vgl. Abb. 2). Acht Strahlenkeile führen auch der mittlere Wappenstein über dem Außentor zu Sternberg (Abb. 7, Mitte), der über der Südtür der Barntruper Kirche und im dortigen Chorgewölbe das Salzufler Ratssiegel von 1477, der Grabstein des „gewesenen Conduktors, der herrschaftlichen Meierey Breda, Friedrich Christian Ribbentrup" auf dem Kirchhof in Talle usw. (vgl. auch Lipp. Reg. Taf. 4, 39). Nach der älteren Ansicht wäre nun der gleiche Achtstern auch im Volksgut zu erwarten. Aber der Grabstein des Erbhofbauern Heinrich Christian Meierkord von 1852 neben dem des „gewesenen herrschaftlichen Conduktors" trägt einen Fries von 11 Sechssternen, das Eisenkreuz der Erbhöferin Luise Konradine Meier von Nr. 1 zu Welstorf 18 linsenstrahlige Sechssterne an den Balkenenden, die beiden Grab-

ABB. 4. LÜDENHAUSEN Nr. 55 (1687)

steine der Sippe Bobe aus Istrup auf dem gleichen Friedhof führen ihn beherrschend an der Stirn (Abb. 9). Der linsenstrahlige Sechsstern ist das volkstümlichste, häufigste, verbreitetste und zugleich ältestüberlieferte Sternzeichen Niedersachsens überhaupt, worauf ich bereits 1932 erstmals hinwies (8). In Nordlippe wird er von 1679 bis 1913 lückenlos fortüberliefert. Im Wesergebiet erscheint er m. W. zuerst 1529 (6mal) an der Domschenke zu Minden (4), der keilstrahlige Sechsstern 1519 an einem Bauernhaus in Bödexen, Kr. Höxter (7, Abb. 26), der Achtstern im Arbeitsgebiet 1723, seine Siegelform 1748. Wie die Rose ist der linsenstrahlige Sechsstern kennzeichnendes „Renaissanceornament", so an einem Erker von Horn, einem Kamin zu Holtfeld, dem Steinhof zu Münder, dem Schloß in Detmold usw. Wie ein Sternenhimmel umblüht er geradezu die städtischen Holzbauten Niedersachsens aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, insbesondere die Wangen der Kopfbandrollen und die Halbsonnenmitten, so in Hameln, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt, Goslar, Quedlinburg, Engelstadt usw. (vgl. auch Weigel (11 u. 12). Alle geographischen Schranken, die das lippische Landeswappen, die Rose, einengen, schmelzen vor seiner Strahlenkraft dahin, den ganzen Raum der Erde durchleuchtend, soweit und sooft Menschen des Nordlandes sie überschritten, gewissermaßen ihre zeitraumlose Kennmarke.

ABB. 6. RÖNTORF am Bonstapel i. L. Torbogen des alten Meyerhauses

Mit Recht hat Weigel darauf hingewiesen, „daß die Sechssterne ganz allgemein die Bedeutung besonderer Schutzzeichen durch ihre formenmäßige Verwandtschaft mit den schutzbringenden Runenzeichen bekommen haben" (11, S. 12). In Frage steht die Hagalrune ✳ der kurzen Reihe. In der Münchener Handschrift des im 8. Jahrhundert aufgezeichneten Wessobrunner Gebets, dessen Text durch lateinische Unzialen gegeben ist, wird der Laut „ga" viermal durch das Hagal-Zeichen wiedergegeben, was auf ganz besondere Weihe des Zeichens hinweist. Seine Bedeutung ist „Verderben", „jähe Vernichtung", aber auch „allhegend", und irgendwie muß das bäuerliche Geschehen im Jahreslauf als durch das Sternzeichen

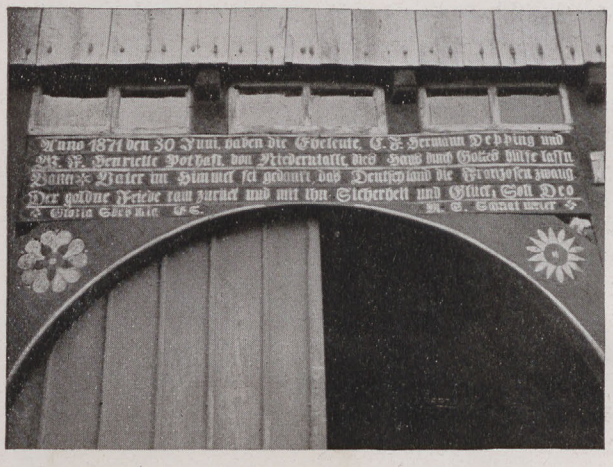


ABB. 5. WINTERBERG b. Vlotho, Depping Nr. 74 (1871)

gehegt empfunden worden sein. Auf meine Fragen erhielt ich meist nur ein Achselzucken, hin und wieder aber auch die Antwort: „Dat es beter so, wenn dat Teuken davör sit."

Neben dem Sechsstern ist der Siebenstern (Abb. 6 und 13) im Weserland am beliebtesten: 110 Sieben- : 187 Sechssternen, bei 371 Sternzeichen und 901 Gesamtzeichen im Kreis (8). Selbst das Siegel Heinrichs VII. von Schwalenberg von 1350 (L. R. Taf. 39) mußte sich dieser Vorliebe fügen und auch der „Sternberger Stern" an der Jakobikirche zu Herford ist siebenstrahlig. Häufiger ist auch eine Zeichenverschmelzung, wobei 7 Sechssterne ineinandergewirkt sind, eine Art Siebengestirn. „De Kuckuck un de Seebenstern, de könt sick nich verdreegen" sagt der weserländische Volksmund. O. S. Reuter wies hin auf die alte Volks-

heiligkeit dieſes Sternbildes und auf die beobachtungsgemäß gewonnenen Zuſammenhänge zwiſchen Sternbild und Frühlingskünder, Erſcheinungen, die ſich gegenſeitig ablöſen. Der Kuckuck ſeinerſeits weiſt als verteufelter Vogel — „zum Kuckuck!“ — auf vormalige Volksheiligkeit. Friedrich Langewieſche erkennt, insbeſondere im Hinblick auf die „Siebenſunnenkiärken“ zu Herford und die ſchon um 1000 v. d. Ztr. gefertigten 7 Wendel an dem bekannten Rhedaer Bronzegefäß, daß die Sieben im Weſerland durchaus urſprünglich nicht „böſe“ war, ſondern altheilig und „ganz gewiß kein Herübernehmen fremder, morgenländiſcher Art, wie man es gerade für die

ABB. 7. Außenburgtor zu Sternberg

Siebenzahl ſo oft behauptet, aber nicht bewieſen hat“, bedeutet (7, S. 12). Die Siebenheiligkeit in der weſerländiſchen Sagenüberlieferung gibt ihm durchaus recht. Das alles aber deutet in unſerem Zuſammenhang eher auf inhaltlich-weltanſchaulichen „Stil“ als auf nur rein formenmäßig-geometriſche Schmuckfreudigkeit. Offenbar war ſchon das Sternzeichen unter denen, die an die Hausbalken zur Dämonenabwehr zu ſchnitzen der Indiculus Kaiſer Karls bei Todesſtrafe verbot.

Erſtaunlich iſt die Fülle der Sternenüberlieferung. Nicht nur an den verſchiedenen, ins Auge fallenden Stellen der Giebelſeite finden wir ſie aufgemeißelt, -gemalt (Schrägſtreben, Torſtänder, Kopfbänder, Schwellbalken, Fenſterſtürze,

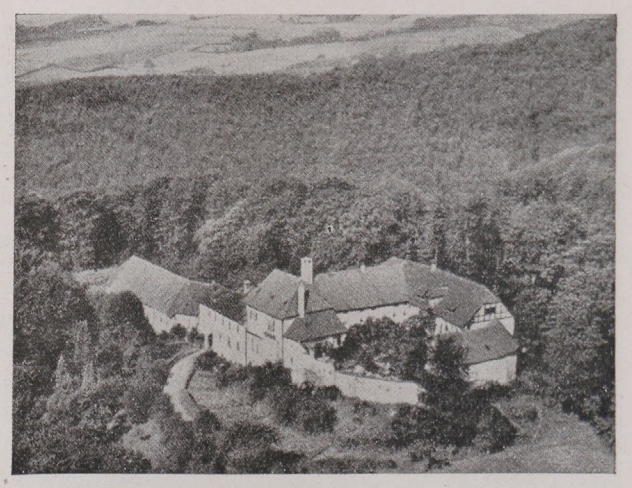


ABB. 8. BURG STERNBERG i. Lippe

oberes Giebelfeld uſw.) oder in Stein geſetzt (Abb. 10 und 11), ſondern an allerlei Haus- und Arbeitsgerät, an Webſtuhl, Spinnrad, Haſpel, Hechel, Racke, auf Backofenſchaufel, Ofenzierplatte, Rähm, Wetterfahnen, Himmelbett, Tiſch, Bank, Stuhl, Schrank (Abb. 13), Truhe, Koffer (Abb. 12), Salzkaſten (Abb. 14), Schöpfkelle, Durchſchlag, Waſſerkeſſel, „Stöwecken“ (= Fußwärmer“), Waffeleiſen, Kuchenformen uſw. Den ganzen Alltag mit all ſeiner Arbeit durchſonnte das Zeichen. Soweit geht die Liebe eines ganzen Volkes zu einer blaſſen „geometriſchen“ Form nun nicht, und noch weniger zum Wappenzeichen ſeines Fronherrn, und ſchon gar nicht bringt man es darum auf den Erinnerungsmalen ſeiner Verblichenen an (Abb. 9; vgl. auch 7, Abb. 80/83, 86). Hier auf den Grabſteinen hat der Stern offenſichtlich das kirchliche Heilszeichen, das Kreuz, verdrängt, wenn auch nur formenmäßig, nicht glaubensinhaltlich.

ABB. 9. KIRCHHOF TALLE. Grabstätte Bobe um 1700

ABB. 10. ECHTERNHAGEN b. Hohenhausen, Hof Bökemeier (jetzt umgebaut)

Offenbar ist die Schutzwirkung im alten Glauben nicht an eine bestimmte Strahlenzahl ausschließlich gebunden, wenn auch Sechs- und Siebenstern besonders begabt erscheinen. Zu diesen Sonderbegabten gehört bekanntermaßen der Fünfstern („Pentagramm"), der schon den Pythagoräern „Gesundheit" bedeutete, und noch im „Faust" die bösen Geister bannt. Das in eins ausgezogene Zeichen ist nur in der städtischen Überlieferung des Weserlandes häufiger.

Vor einigen Jahren entdeckte ich in einem Schweinetrog zu Hemmensiek am Bonstapel einen Seeigel (Versteinerung aus der Kreide). Fossilien dieser Art finden sich häufig als Geschiebe auf den Äckern (Abb. 15). Der ihn in den Trog hineingetan, der alte B., damals 72jährig, bedeutete mich: „Dat es 'n Gewiddersteun, de es gaut gegen Rotläup." Seeigel zeigen auf Ober- und Unterseite immer ein fünfstrahliges Gebilde. Auch auf Rügen schützt man so die Schweine. In der Elbniederung nennt man solche Seeigel auch „Donner-

ABB. 12. TRUHE aus Westorf i. L. Um 1800

eier", in der Normandie entsprechend „pierres d'orage". Im gesamten Niedersachsen bis Dänemark hinein gelten sie als Glückssteine und sind heilkräftig. In Dänemark tut man sie beispielsweise in die Melkeimer gegen Verhexung des Weideviehs (1, S. 226). Bereits Plinius berichtet vom „ovum anguinum", daß es den „Drudenfuß" trage. Die Jungsteinzeit kennt versteinerte Seeigel als Grabbeigaben. Abwehrkräftig sind auch die „Wirfel" (= Wirbel-)steine" der Ostalpen (versteinerte Schneckenschalen der oberen Kreide), die man in ähnlicher Weise in Brunnentröge tut, die

ABB. 11. NETTELSTEDT, Kr. Lübbecke

„Drachen"- bzw. „Schlangensteine" des Ostvorharzes (1, S. 72), die in die straßezugekehrten Wände gemauerten Ammoniten des Breisgaus usw. Im Mittelalter galten derartige Steine mit „Wurmeinlage" als siegbringend, sie wurden werktechnisch in Massen aus Glas angefertigt, bei den Galliern wurde zum Tode verurteilt, wer solche „Siegsteine" im Zweikampf bei sich trug (Plinius).

Abel vermutet mit Recht, daß die Heilswirkung in „der spiraligen Einrollung" liege. Nach Ernst Krauses Erkenntnissen bedeutet das Sinnzeichen der „Wurmlage" die Jahressonnenbahn am nördlichen Himmel. Damit hebt sich der Sternglaube aus der magischen Schicht auf die indogermanische,

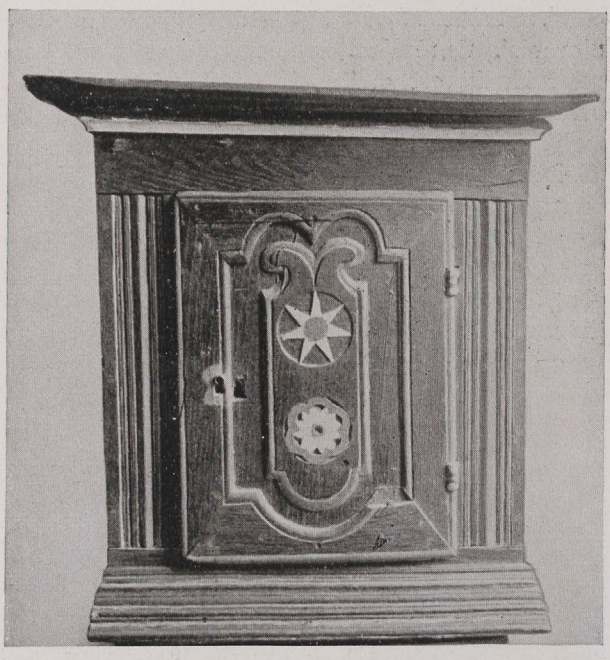


ABB. 13. GELDSCHRANK von Meierhof Nr. 1, Langenholzhausen i. L.

geistige Ebene, die nach Karl Helm im religiösen Brauchtum in unserem vorgeschichtlichen Gesittungskreis übergeordnet ist. Vom gleichen, himmelskundlichen Standpunkt aus hat Hermann Wirth die Sterngestalt als Sinnzeichen des nach den Haupthimmelsrichtungen und den Sonnwendpunkten aufgeteilten Gesichtskreises gedeutet, wodurch Tag und Jahr gleichzeitig abgesteckt waren. Der Stern ist demnach Zeitzeichen des entdeckten Raumes, und beim magischen See-

ABB. 15. „GEWIDDERSTEUN" von Hemmensiek am Bonstapel

igel bzw. „Drachenstein" sind weniger die Fünfzahl der Strahlen als das Linienschnittbild an sich im Kreis bzw. die Spirallinie bedeutungsvoll. Schon die Einstellung fast aller weserländischen Sternzeichen in den Kreis spricht für diese Wirthsche These und gegen die Bedeutung wirklicher „Stern"-sinnbilder. Völlig eindeutig in ihrem Sinne aber erscheint ein Zeichen von der Kirche zu Kathrinhagen, Kr. Minteln. Der Jahreszahl ist ein achtstrahliger Stern im Kreis vorgesetzt. An einem anderen Stein beim gleichen Bauwerk (Abb. 16) wurde das vierspeichige „Rad" über die zeitkündende Zahl gestellt. Daneben noch das Schaum-

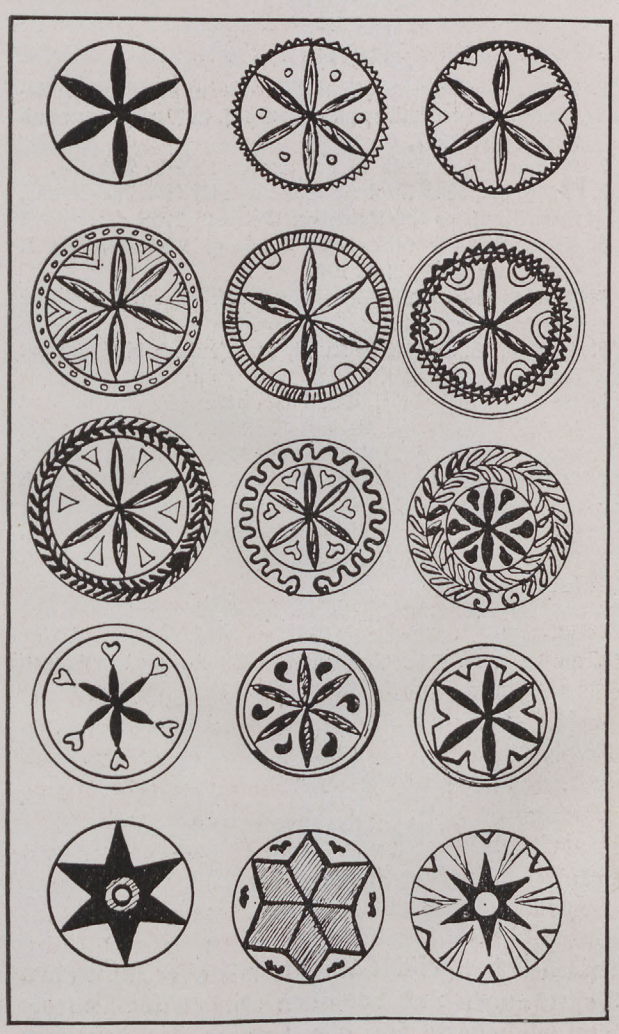
ABB. 14. DECKEL von einem Salzfaß. Hof Helmingsmeier Nr. 12, Langenholzhausen. Um 1830

burger Nesselblatt und das Schwert als Sinnzeichen richterlicher Gewalt (vgl. auch 12, S. 22, wo neben der Zahl 1522 die Doppelspirale erscheint, Eppingen Nr. 3). Die Verbindung des Rechtsgedankens mit dem Mal- bzw. Sternzeichen ist durchgängig und kommt in der weserländischen Überlieferung in den Darstellungen am Tympanon der Kirchen zu Rehme, Lahde, Kleinenbremen und der Simonskirche in Minden zum Ausdruck, wo die „Hand Gottes" neben dem sechs- bzw. achtstrahligen Stern erscheint. Der Kathrinhagener Befund erinnert bemerkenswert an die altitalische Heiligtumssitte, an der templa als Erkennungszeichen eine „stella", einen Blechstern, anzuheften (Festus 351), der Äskulaptempel in

Lambaesis zeigt ein Rechtkreuz auf Bronzeblech in einem Kalksteinblock eingelassen (Fabricius, Art. Limitatio, Sp. 677). Auch die Groma, das rechtwinklige Vermessungsgerät, heißt „stella" = Stern. Das alles deutet auf die altkultische Herkunft unseres „Sternes" aus dem gemeinarischen Raum-Zeit-Erlebnis der Welt. Wie ein ferner Nachklang arischen Sonnenglaubens erscheint von hier aus die Umschrift an einem Hause zu Hohenhausen i. L. von 1830, die tagfroh verkündigt: „Mein Gott, nun ist es wieder Morgen!" Der alte Sieggedanke klingt noch nach am Haus Winterberg Nr. 74 bei Blotho, wo über und zwischen den Sternzeichen und Hakenkreuz der Sieg von 1871 über dem Torbogen dokumentiert

ABB. 16. KIRCHE ZU KATHRINHAGEN
Kr. Rinteln a. W.

wird. Und schließlich gehört auch das Ratssiegel von Bad Salzuflen von 1618 in diesen sonnebestimmten, jahreszeitlichen Kreislaufgedankenzusammenhang (Abb. 19). Wasser gilt dem alten Glauben als Werdeort des Lebens, „Mutterwasser", die kleinen Kinder im Weserland kommen daher, heute noch. Brunnenstuben sind Durchgangstore zwischen zwei Welten (vgl. Frau Holle-Märchen usw.). Noch heute ist das Zeichen für „geboren" ein Stern. Der Sechsstern über dem Salzufler Ziehbrunnen, der ursprünglich ein achtstrahliger „Sternberger Stern" war (Ratssiegel von 1477), steht also in einem sinnbildlich bedeutungsvollen Zusammenhang. Zum Leben gehört der Tod als seine Nachtseite. Beide sind nur



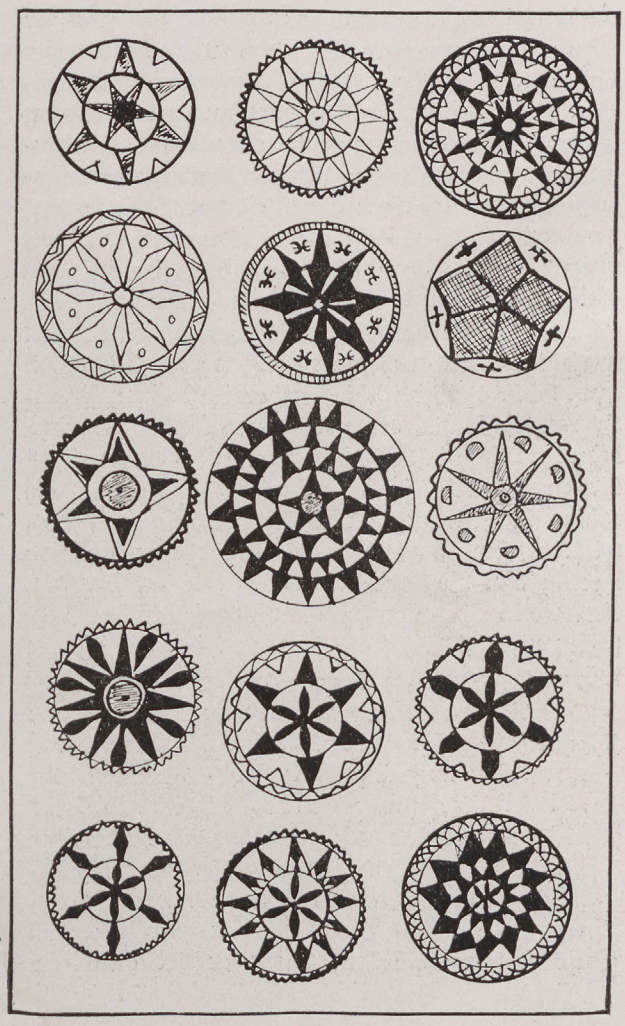


ABB. 17 u. 18. DER STERN *am weserländischen Bauernhaus*

eines in der Sippenkette. So erscheint der Sechsstern auch am Sippengrab (Abb. 9), zugleich die Wiederkehr kündend, das Stirb und Werde, in merkwürdiger Entsprechung zum Volksglauben der Provence, wo die „Schlangensteine" (Seeigel), hier auch „Seelensteine" geheißen, die Kraft besitzen, Gestorbene wieder auf die Erde herunterzuzaubern (1).

ABB. 19. RATSSIEGEL von Bad Salzuflen 1618

Der Stern ist das eigentlich bleibende, beharrende Zeichen in der flutenden Fülle der weserländischen Überlieferung. Wir griffen ihn deshalb in seiner reichen Entwicklung heraus. Wenn er im Weserland auch als Herrenwappen und burgnamengebend (Abb. 8) auftritt, so ist der Weg wahrscheinlich der umgekehrte der seitherigen landläufigen Meinung. Aus dem Gemeinschaftseigen des zeitlosen Volksglaubens nahm die Sternberger Sippe ihr Wappenzeichen, nahmen die Herren zur Lippe die „Rose". Erst Jahrtausende danach „sank" das Sinnzeichen wieder zu den Schichten seiner Herkunft hinab, nun in teilweise neuer Sinngebung, aber mit der alten Gläubigkeit aufgegriffen. So ist es ein gegenseitiges Beeinflussen, Ineinanderfließen dessen, was von oben und von unten kommt, aber alles vollzieht sich in dem gleichen Gesetz, nach dem alle angetreten, in der Gläubigkeit, die den Stern als uraltes Heilszeichen umfaßte. Und auch die paarigen Vögel (Abb. 3 bzw. Abb. 4) sind nicht Sondereigen eines späten Herrengeschlechts, etwa des Schwalenbergers, sondern ihr Bild ist über den ganzen indogermanischen Raum verbreitet (vgl. für den germanischen Kreis Odins Raben Hugin und Munin, die friesischen Firstschwäne, die schon an der Hausurne von Hoym, Kr. Ballenstedt, ebenso wie an der von Corneto in Altitalien (Behn, Vorgeschichtliche Forschungen, I, 1924, Taf. 6 e 2 u. 34 d) als sitzende Vögel erscheinen, die beiden Vögel neben dem Sechsstern auf dem frühchristlichen Grabmal von Worms u. a. (Jung, Germ. Götter u. Helden in christlicher Zeit, München 1938, Bild 86 u. 87); für den keltischen Raum den bärtigen Kopf vom Mont Auxois mit einer Taube rechts und links (Espérandien, Bd. III, Nr. 2354 u. 2355); für den altpunischen Bereich Jeremias, Hand b. d. altoriental. Geisteskultur, Abb. 126 usw.), sie wiegen sich hundertfach im Geäst der Baumzeichen rechts und links der Dielentore im Weserland, durchflattern die Malerei und besonders die weiblichen Handarbeiten. Es sind die alten Seelenvögel, und ihre weserländische Verbindung mit dem Sternzeichen ist nur eine bemerkenswert tiefsinnige vom Gesichtspunkt der alten Volksgläubigkeit.

Schrifttum:

1. Abel, O., Vorgeschichtliche Tierreste im deutschen Volksglauben. Jena 1936; vgl. auch Ders. in Forschungen und Fortschritte 1937, 8.
2. Ahrem, Das Weib in der antiken Kunst. Abb. 31.
3. Böse, F., Das lippische Bauern- und Ackerbürgerhaus. In: Lippischer Dorfkalender, Detmold 1928.
4. Eike, K., Die bürgerliche Baukunst Niedersachsens I. Straßburg 1919, Abb. 196.
5. Franzmeier, Aus Barntrups alten Tagen. Lippischer Dorfkalender 1928.
6. Haupt, A., Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen. 1908.
7. Langewiesche, Fr., Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland. Eberswalde 1935.
8. Meier-Böke, A., Stern und Rose und die andern Rundornamente. 25. Jahresbericht des Lippischen Bundes für Heimatschutz und Heimatpflege für das Jahr 1932.
9. Preuß, O., Die baulichen Altertümer. Detmold 1881.
10. Weber, W., Die Grafschaft Sternberg. Detmold 1928. (S. 1 5/16).
11. Weigel, K. Th., Osterwieck, die Stadt der Runen und Sinnbilder. Osterwieck 1938.
12. Weigel, K. Th., Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern. München 1938.

Werner Radig

Germanenerbe im Weichselraum

Ausstellung im Institut für Deutsche Ostarbeit in Krakau

Zur Aufbauarbeit im Osten gehört auch eine kulturelle Durchdringung des Raumes, die von den deutschen Führungsstellen ausgeht. Im Generalgouvernement ist das Institut für Deutsche Ostarbeit der geistige Mittelpunkt aller kulturellen Bestrebungen und vor allen Dingen die zentrale Forschungsstätte für alle Zweige der deutschen Wissenschaft, soweit sie sich mit der Ostarbeit im

weitesten Sinne des Wortes befassen. Der Schritt von der Forschungs- zur Lehrstätte ist ein kleiner. Reichsminister Generalgouverneur Dr. Frank ist selbst der Präsident des Instituts für Deutsche Ostarbeit, dessen Aufbau und Geschicke fortlaufend vom Präsidenten geführt und mit lebhafter Anteilnahme verfolgt werden. Aus altem Mitkämpferkreis Dr. Franks stammt der Direktor des Ostinstitutes Dr. W. Coblitz, dem der rasche Aufbau des Institutes mitten im Kriege und gleichsam dicht hinter der Ostfront zu verdanken ist. Ihm steht der Wissenschaftliche Leiter zur Seite. Das Institut für Deutsche Ostarbeit besitzt bisher über zehn Sektionen, die wie eigene Forschungsinstitute arbeiten, sich aber in den Rahmen der Gesamtarbeit des Ostinstitutes einfügen. Das sind die Sektionen Vorgeschichte, Geschichte mit verschiedenen Zweigen und Referaten, Kunstgeschichte, Rassen- und Volkstumsforschung mit dem Referat Judenforschung, Recht mit Rechtsgeschichte, Landeskunde mit verschiedenen Zweigen, z. B. der Raumforschung, Sprachwissenschaft, Wirtschaft, Forst- und Holzwirtschaft, Gartenkultur, Rußlandforschung.

ABB. 1. AN DER FREITREPPE *Der Generalgouverneur trifft zur Eröffnungsfeier ein*

Neuerdings sind die Außenstellen (Zweigstellen) des Institutes für Deutsche Ostarbeit in Lemberg und Warschau errichtet worden. Das in Krakau befindliche Ostinstitut hat seinen Sitz in den alten Universitätsgebäuden, vor allem in den Häusern der ehemaligen Jagellionischen Bibliothek, deren Bestände in die Staatsbibliothek (Neubau am Außenring) überführt worden sind. Diese Häuser liegen in Krakau in der Annagasse 12 und 8 mit zwei kunsthistorisch bedeutsamen Höfen, von denen der gotische Hof (15. Jahrhundert) mit dem neueren Kopernikusdenkmal der bekannteste und schönste ist. In diesen und zwei weiteren Häusern sind die Sektionen mit ihrer bereits über 100 Personen zählenden Gefolgschaft des Ostinstitutes untergebracht.

Die Sektion Vorgeschichte ist auf Vorschlag des Reichsamtes für Vorgeschichte am 1. Januar 1941 gegründet worden. Sie hat den vom Präsidenten des Ostinstitutes wiederholt ausgesprochenen Auftrag der Erforschung und Darstellung des

ABB. 2. DER AUSSTELLUNGSSAAL *Großer Hörsaal im Institut für deutsche Ostarbeit*

Germanenerbes im Weichselraum. Da hierfür die Fundpflege eine selbstverständliche Voraussetzung bildet, ist der Sektionsleiter zugleich der Vertreter der vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmalspflege im Rahmen der Hauptabteilung Wissenschaft und Unterricht. Die Bearbeitung der Fundmeldungen erfolgt ausschließlich durch die Sektion Vorgeschichte oder in deren Auftrag mit Hilfe der Mitarbeiter der einzelnen Abteilungen Wissenschaft und Unterricht in den Distrikten, denen z. B. auch die kommissarische Verwaltung der Sammlungen obliegt. In gutem Einvernehmen mit den Regierungsstellen wird auf diese Weise die Geländeund Museumsarbeit vorangetrieben. Im Sommer 1941 konnten trotz des noch wenig bekannten Fundmeldezwanges bereits acht Fundplätze untersucht werden, einige davon in wochenlanger Ausgrabungs- und Geländearbeit.

ABB. 3. REICHSMINISTER DR. FRANK, der Präsident des Institutes für deutsche Ostarbeit, bei der Eröffnungsansprache

In den Räumen der Sektion Vorgeschichte befindet sich ein Fundarchiv, das sowohl die Ergebnisse der Fundpflege mit ihren Neufunden in Wort und Bild aufnimmt wie auch zu einem Sammelbecken aller aus dem deutschen, polnischen und sonstigen fremdsprachigen Schrifttum stammenden Fundnachrichten ausgebaut wird. Da in dieses aus einer Kartei und Ortsakten bestehende Fundarchiv auch im Laufe der Zeit die Beschreibungen der Bestände der Sammlungen eingefügt werden sollen, ergibt sich zwangsläufig die Aufgabe einer archäologischen Landesaufnahme, d. h. die notwendige Inventarisation aller vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunde in den Museen und sonstigen Sammlungen. Wir haben mit der Erfassung der germanischen Bodendenkmäler den Anfang gemacht. Gleichzeitig gehen wir an eine weitgespannte Burgenaufnahme, wie sie im Reiche bereits erfolgt ist, heran. Neben der über das ganze Generalgouvernement sich erstreckenden Inventarisation der Burgwälle u. a. steht die Einzelforschung, z. B. auf dem Burgberg in Krakau selbst, wo bei lebhafter Bautätigkeit verschiedene Erdaufschlüsse zu Ergebnissen topographischer Art geführt haben. Fundberichte und andere Veröffentlichungen der Sektion Vorgeschichte wie alle anderen Arbeiten des Ostinstitutes erfolgen hauptsächlich in unserer Vierteljahrsschrift „Die Burg", in den Mitteilungen „Deutsche Forschung im Osten", im Jahrbuch des Institutes und in einer Schriftenreihe.

Einen Höhepunkt unserer Sektionsarbeit bildete im Jahre 1941 die Durchführung der Ausstellung „Germanenerbe im Weichselraum", die der Frühjahrsausstellung über Veit Stoß im Herbst nachfolgte. Bei der Eröffnungsfeier betonte Direktor Dr. Coblitz unter anderem: Die Zeugen germanischer Vergangenheit zerstören die propagandistischen Thesen einer ehemaligen polnischen Auch-Vorgeschichtsforschung, die diesen Raum aus politischen Tendenzgründen zum Herd des slawischen Urvolkes umgefälscht hat. Die verstiegenen Ideen der ehemaligen polnischen Außenpolitik vor dem Kriege, die heute noch zu den Requisiten der polnisch-tschechischen Emigration in den westlichen Demokratien gehören, wonach die Oder, ja sogar die Elbe als Westgrenze des slawischen Kulturbereiches reklamiert werden, sind allgemein bekannt. Sie zerbrechen vor den realen Tatsachen ernsthafter Forscherarbeit. — Dann gab Generalgouverneur Dr. Frank in seiner Eröffnungsansprache eine grundlegende Sinndeutung der Ausstellung, aus der wir einige Stellen vorlegen: „Ich glaube, daß es gerade in dem gegenwärtigen geschichtlichen Abschnitt des Krieges notwendig ist, in die Arbeit des Generalgouvernements die stolze Selbstsicherheit zu bringen, daß wir hier nicht in einem vorübergehend, momentan durch Kriegsereignisse in deutsche Verwaltung gekommenen besetzten Gebiete leben, sondern daß wir dank des heroischen opfervollen Einsatzes unserer unvergleichlichen deutschen Wehrmacht im Generalgouvernement dem deutschen Volke ein Gebiet wieder zurückerobert haben, in dem wir die eigentlichen legitimen Bewohner sind. Daher ist die

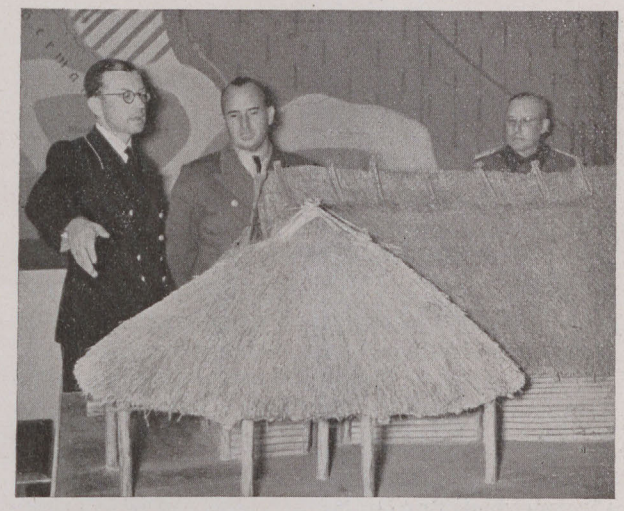


ABB. 4. DR. FRANK (Mitte) beim Rundgang durch die Ausstellung. Links Prof. Radig, rechts Staatssekretär Dr. Boepple

Bedeutung dieser Ausstellung groß, ihr Blick in die Vergangenheit geradezu überwältigend eindrucksvoll. Soviel wir immer über die Kraft der germanischen Welt, über ihre Schönheit und ihre soziale, kulturelle Ordnung, über das sittliche Gefüge des Germanentums gelesen, gehört, gesprochen haben — es ist für uns eine Weihe, auf einem Boden zu stehen, aus dem durch die Gnade der Erde heute die Zeugen einer Kultur auferstehen, über deren Größe und Schönheit wir wahrhaft beglückt sein dürfen. Dieses germanische Volk ist das größte Volk der Erde. Wir können es beweisen. Das war der Anfang unserer Bewußtheit. Und wir treten diesen monumentalen Zeugen einer Kunsterfülltheit, einer Kunstdurchdrungenheit, einer ästhetischen Vollendung mit der Ergriffenheit des Enkels gegenüber, der durch das Haus der Ureltern geht. Das Germanentum lebte hier in einer inbrünstigen Verbundenheit mit dem Boden; es war entschlossen, hierzubleiben. Und nur, weil die Welt zu groß war, weil der Germane immer in die Höhe und in die Ferne strebte, weil damals der kampfentschlossene Trotz dieses Germanentums noch nicht vernichtet war, weil er den abenteuerlichen Kampf und Sieg suchte, deshalb hat er dieses Gebiet zum Teil wieder verlassen, nicht verlassen mit der Aufgabe des Anspruches, sondern verlassen, weil er die größere Welt in der Frühzeit des jugendlichen Wandergeneigtseins seiner Rasse suchen mußte.

Und wenn man weit in die Geschichte zurückschaut, kommt einem noch ein anderer Gedanke. Nichts wissen wir über die Einzelnen der damaligen Zeit. Wir wissen nicht, wie der Germane sich schrieb oder seinen Namen nannte. Wir haben keine Angaben darüber, welche Frau diesen Schmuck trug. Wir kennen diese Menschen nur nach der uns landläufig gewordenen Vorstellung als Zugehörige einer leuchtenden Rasse. Nehmen wir uns ein Beispiel daran, wie klein der Einzelne für sich mit seinem Namen und seinem Werke sein kann, wenn er nur aus Eigennutz handelte, wie groß er aber durch die Zeiten hin ist, wenn er sein kleines Ich vor der Erfüllung des Gemeinschaftsgesetzes zurückbeugt. Es ist an der Zeit, daß auch im Ablauf dieses Krieges und seiner Entwicklung diese monumentale Auffassung mehr und mehr Platz greift. Das Gesamtwerk ist es, dem wir dienen und notfalls namenlos dienen, so namenlos wie diese, aber entschlossen, in dieser Gemeinschaft zu bleiben und ihr treu zu sein.

Angesichts dieser erhebenden Zeugen einer ersten Schau der germanischen Vorgeschichte dieses Raumes ergreift es uns daher mit stolzer Bewunderung, daß nunmehr wieder deutsche Kämpfer ihr Leben einsetzen mußten, um diesen Raum, jetzt aber für alle Zeiten, der deutschen Hoheit zurückzugeben. So sind wir die stolzen Fortsetzer einer Tradition, die älter ist als jede andere in diesem Gebiete.

Seien wir entschlossen, würdig durch diese Ausstellung zu gehen! Betrachten wir sie nicht nur so als ein irgendwie geartetes Ausstellungsphänomen, sondern seien wir uns dessen bewußt: Diese Aufstellung ist ein Gottesdienst unserer germanischen Sendung in der Welt! Die Tradition, die in diesem Namen spricht, ist die größte und erhabenste der Erde.

So muß auch diese Ausstellung eine Mahnung sein. Ich bin glücklich und stolz und wünsche, daß aus ihr der glaubensinbrünstige Strom einer Entschlossenheit aufsteigt. So klein der Raum ist, der dieses Werk birgt, so groß ist die umspannende, weitreichende Bedeutung dieser Zeugen. Was hat man nicht mit dem Begriff „Wandalen" für eine elende Hetze gegen das Deutschtum in Jahrhunderten entfaltet! Was hat man nicht diesem edlen Volke angetan, das uns hier diese ersten

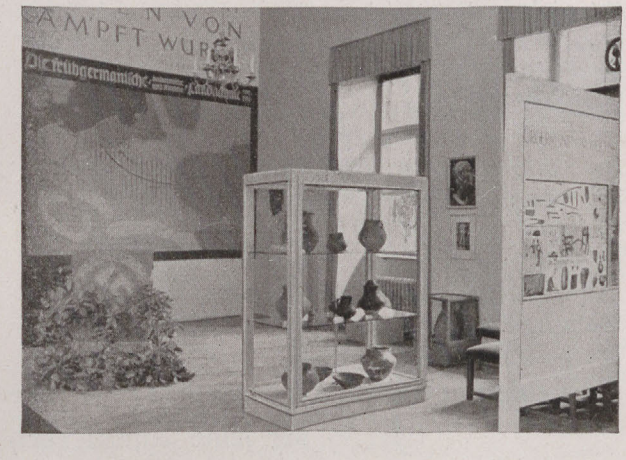


ABB. 5. ABT. FRÜHGERMANEN im Schauschrank Gesichtsurnen

Zeugnisse seiner Leistungen übermittelt hat. Die Kritik am Germanentum muß von vornherein zurückgewiesen werden. Wir waren niemals Barbaren, niemals! Niemals waren die Germanen Träger des Gemeinen oder des Verfalls; niemals waren die Germanen brutale Niedertrampler des Schönen. Sie waren immer Träger der starken Lichtbezogenheit, des Aufstiegs, der Ordnung und der selbstbewußten, weil von Gottesglauben getragenen Macht.

Aus dieser ernsten Sendung heraus erwächst auch die Arbeit im Generalgouvernement, und so ist diese Ausstellung ein Zeichen der tief geistig, tief geschichtlich verwurzelten Sendung des Deutschen im Generalgouvernement. Ich danke dem Institut für diese hervorragende Arbeit und heiße die Ausstellung für eröffnet."

Beim anschließenden Rundgang führte der Verfasser dieses Berichtes durch den geschmackvollen, hellen großen Hörsaal, der als Ausstellungssaal in sechs Abteilungen aufgegliedert war. In der Abteilung der Indogermanenzeit (Abt. 1) waren neben den wichtigsten vorindogermanischen Kulturen die nordischen Kulturen zur Darstellung gebracht, so z. B. die Zlotaer Gruppe der Schnurkeramik in vortrefflichen Originalen. Zum Hausbau der Indogermanen war ein neuer Beitrag durch das Modell eines schnurkeramischen Hauses von Succase am Frischen Haff geliefert worden (Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte). Auch Schädel aus dem Weichselraum veranschaulichten den Anteil der Nordrasse beim Indogermanentum. In der 2. Abt., der Urgermanenzeit, wurde zunächst die Lausitzer Kultur und ihr illyrisches Volkstum gezeigt. Wieder waren es Karten, Bilder, aber nicht zuletzt zahlreiche Originale, die die jahrhundertelange Besiedlung vom Warthegau bis zu Bug und San sichtbar machten. Aus dem Gebiete der Volksburgenforschung stammt das Modell der illyrischen Burg Biskupin, Kr. Znin. Die Bronzegießer- und -schmiedekunst wurde an vielen Originalen und Nachbildungen gezeigt. Damit war schon die Überleitung zu den Urgermanen gegeben, die zum Weichselmündungsgebiet vordringen und hier wertvolle Bronzehortfunde hinterlassen haben. In der 3. Abt., der Großgermanenzeit, erscheinen die Zeugnisse der Frühostgermanen in Gestalt von Gesichts- und Hausurnen, in den Formen der Steinkisten- und Glockengräber. Letztere waren in mehreren Originalen aufgestellt. Der Zug der Bastarnen zum Schwarzen Meer war in verschiedenen Karten dargelegt und lebendig gemacht. Der Ostgermanenzeit waren überhaupt die größten Wandflächen an der repräsentativen Hauptwand gewidmet.

Die Züge der ostgermanischen Stämme veranschaulichte eine Karte in der 4 Abt., die hauptsächlich die Burgunden und Wandalen behandelt. Urnengräber zeigen den Bestattungsbrauch. Neben der kulturellen Hinterlassenschaft der Burgunden waren vor allem vielgestaltige Zeugen der ostwandalischen Stammeskultur zusammengestellt. Aus dem Brandgräberfeld Chmielow Piaskowy, Kr. Opatow, als dem bisher größten Friedhof stammen Fußurnen mit reichen Eisenbeigaben. Er gehört zu der Przeworsk-Stufe des Weichsel-San-Gebietes. Auch die keltische Invasion an der Oberweichsel wurde berücksichtigt. Die 5. Abt. schilderte die gotisch-gepidische Besiedlung im Weichselmündungsgebiet und den Durchzug der Goten und Gepiden durch den ganzen Weichselraum. Gotische Drehscheibenware stand neben dem Töpferofen von Tropiszow, Kr. Opatow. Eine Wandkarte zeigte die Germanen in ganz Europa und die gotische Edelschmiedekunst in vielen Stammesreichen. In der Mittelvitrine der Ausstellung lag die goldene Grabausstattung eines Edlen in gotischem Stil mit hunnischen Einschlägen von Jakuszowice, Kr. Pinczów. Dort zeigten wir auch silbertauschierte Wikingerschwerter aus der Ukraine. Damit gelangen wir in die letzte Abteilung, die der frühgeschichtlichen Zeit gewidmet ist. Wikinger als Handelsfahrer auf der Weichsel: Bootsfunde u. a. veranschaulichen den normannischen Anteil an der Bevölkerung des Weichsellandes. Normannen waren die ersten Staatengründer im Osten; unter ihrer Führung entstand Polen und Rußland. Der germanische Führungsanspruch im Ostraum spricht aus Geschichte und Gegenwart. Die letzte Wand war der Darstellung der Burgenforschung gewidmet.

Die Ausstellung „Germanenerbe im Weichselraum" wurde von den Deutschen des Generalgouvernements, vielen Soldaten und zahlreichen Gästen des Reiches besucht. Unter letzteren befanden sich auch ostdeutsche Vorgeschichtsforscher aus den benachbarten Gauen und Vertreter des Amtes für Vorgeschichte der NSDAP. und des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte sowie Fachgelehrte aus Ungarn. Zur Ausstellung ist ein reichbebilderter Katalog erschienen. So wurde die Ausstellung der Vorgeschichtsforschung ein Beispiel für die kommenden Veranstaltungen dieser Art des Ostinstitutes.

Jeder, der seine Ahnen ehrt, mißt seine eigene Wichtigkeit mit dem richtigen Maßstab.

Heinrich Himmler

Nachrichten

Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte in Griechenland

Die Klärung der nordisch-indogermanischen Einwanderung in Griechenland, die Umgrenzung des ältesten indogermanischen Siedlungsraumes in Mazedonien und Thessalien und damit die Klarstellung der nordischen Grundlagen des ältesten Griechentums bilden eine wesentliche Aufgabe der nationalsozialistischen Vorgeschichtsforschung. In Fortführung der Untersuchungen, mit denen Professor H. Reinerth schon 1924 und 1926/29 im Balkangebiet und Griechenland den Weg der steinzeitlichen nordisch-indogermanischen Besiedlung festlegen konnte, hat das Reichsamt für Vorgeschichte im Juni 1941 seine Arbeiten in Griechenland aufgenommen. Nach der planmäßigen Bereisung und Neuaufnahme der gesamten jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Wohnhügel (Magulen) der Wardarebene und Thessaliens konnten während der Monate Oktober und November 1941 zwei größere Ausgrabungen durchgeführt werden. Die schichtweise Aufdeckung eines Ausschnittes der steinzeitlichen Magule 32 bei Larissa-Dendra durch Dr. W. Stössel hatte die Klärung der Kulturenfolge und Zeitstufung für die Hauptebene und damit für das vorgeschichtliche Hauptsiedlungsgebiet Thessaliens zur Aufgabe. Die Ausgrabung der Magule Visvikis bei Velestino, etwa 15 km nordwestlich der bekannten Fundstätten von Dimini und Sesklo, aber schon am Rande der Thessalischen Ebene, erbrachte unter der Leitung von Professor Reinerth die Freilegung eines auffallend großen Megarons der Jüngeren Steinzeit. Über 24 m lang und über 8 m breit zeigt dieses Vorhallenhaus der nordisch-indogermanischen Siedler 4 Räume und eine zweckmäßige Inneneinrichtung. Es ist ein Holzbau, dessen Wände Steinsockel und Lehmbewurf aufweisen. Der Fundbestand an Obsidian-, Stein- und Horngeräten, vor allem aber an der farbenfreudigen oder inkrustierten Töpferei ist sehr reich. Tierreste und Funde von Getreide werden es möglich machen, auch die Wirtschaftsform der nordischen Siedler näher kennenzulernen. Die Bearbeitung der Funde ist im Gange.

Die Forschungsarbeiten des Reichsamtes für Vorgeschichte in Griechenland haben gleichzeitig das bisherige Monopol der englischen Forschung für Mazedonien und Thessalien gebrochen. Das ist deshalb von Bedeutung, weil die englischen Forscher jede rassische und völkische Auswertung des Fundmaterials der vorgeschichtlichen Zeit grundsätzlich ablehnten. Dankbar müssen dagegen die siedlungskundlichen Vorarbeiten des deutschen Forschers K. Grundmann in Athen an den Magulen Thessaliens erwähnt werden.

Die Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte werden fortgesetzt.

Tagung der Kreissachbearbeiter für Vorgeschichte in Herford

Bekannten sich andere Völker längst zur wesenseigenen Kultur, so standen in unserem Vaterlande die Forscher, die sich für die Wertung deutscher Vorgeschichte einsetzten, lange auf einsamem Posten. Völkischer Wissenschaft ist der Weg im Neuen Reich geebnet! Volksnah soll sie sein. Wie sie geben und nehmen kann, wie gerade die volkskundliche Forschung der Vorgeschichte dienen kann, war Gegenstand eines Vortrags, den der Gausachbearbeiter für Vorgeschichte in Herford gelegentlich einer Arbeitstagung der Kreissachbearbeiter am 22. und 23. November hielt. Die Kreiswaltung des NSLB. Herford hatte ihre Mitglieder dazu eingeladen, die durch ihr Erscheinen bewiesen, welches Verständnis man im Wittekindslande der Vorgeschichte entgegenbringt.

Pg. Rohlmann-Velpe stellte in seinen Ausführungen die Forderung auf, die Volkskunde für die Vorgeschichte auszuwerten, die Schätze zu heben, die mit den alten Leuten ins Grab sinken.

Die Weltanschauung, die Naturverbundenheit unserer Vorfahren gibt sich uns in vielen Märchen und Sagen, in Kinderlied und -spiel kund. Durch Sagen, Flur- und Familiennamen werden wir auf vorgeschichtliche Stätten und Grenzen hingewiesen. Sinnbilder alter Steine, das Heilighalten des Baumes und Wassers, der Tiere und Glieder, der Zahlen lassen uns vieles vom Brauchtum unserer Altvordern ahnen. Die heute noch lebende Volksmedizin läßt auf kultische Handlungen unserer Vorfahren schließen. In alten Sitten und Redewendungen klingt germanischer Rechtsbrauch auf. Wendet der Vorgeschichtler der Volkskunde jetzt sein besonderes Augenmerk dem zu, so wird er mit Hilfe eines nur zu bald ins Grab sinkenden Geschlechts, das noch schlicht bäuerlich denkt, den Geist der Vorzeit, das Denken unserer Ahnen erspüren und damit die germanisch-nordische Weltanschauung als lebendige Ganzheit erfassen.

Dr. Pülke-Münster, Gausachbearbeiter für Volkstumspädagogik, sprach zu dem Thema „Märchen und Sage als völkisches Lebensgut". Er stützte sich in seinen Ausführungen auf Spieß und Mundrak-Wien. Ausgehend vom Begriff der germanisch-deutschen Überlieferungswelt, stellte er Bäuerliches und Städtisches im Beharren und in der Veränderung gegenüber, erwies er die organische Dreieinheit von Saggut, Brauchtum und Zeitordnung.

Dr. Meier-Boeke-Detmold zeigte am Süntelbeispiel volkskundliche Wege zur Weihstättenforschung. Ausgehend von den praktischen Erfahrungen der Grabungsforscher, daß es an Orten vorgeschichtlicher Betätigung des Menschen häufig „spukt", sind in einem durch die Stoffbeherrschung des Verfassers begrenzten Raume sämtliche Sagen mit irgendwie mythisch-kultischem Gehalt im vorkirchlichen Sinne kartiert. Sie verdichten sich bemerkenswert um die mutmaßlichen Orte der alten Weihstätten. Der Raum stärkster Verdichtung, der Hohenstein im Süntel, wird an Hand seines mythischen Erzählgutes eingehend besprochen, der Hirsch als Begleittier des germanischen Himmelsgottes dargestellt. Einzelzüge des begleitenden „hageren Alten" werden auf den gleichen Vorstellungsgehalt hin ausgedeutet. Eine um 1500 am Hohenstein gefundene Runentafel, um 1100 angesetzt, zeigt den einarmigen Tyr-Saxnot. Das hier durchgeführte sagenlandschaftliche Verfahren läßt den altheiligen Dreistufenberg erkennen.

In der Sonntagsfrühe nahm in der Aula der Gewerblichen Berufsschule, die für die Lichtbildvorträge zur Verfügung gestellt war, Pg. Rektor Diekmann-Oerlinghausen das Wort. Er beantwortete die Frage „Wie sied lte der Vorzeitmensch im Teutoburger Walde?". Nach einem Rückblick auf die Grabungsergebnisse vorzeitlicher Siedlungsplätze im großdeutschen Raum nahm er Bezug auf Tacitus, der da schreibt, „wo ein Quell oder ein Bau zur Ansiedlung lockte", „eine liebliche Aue" war, da ließ der Germane sich nieder. „In den Wintermonaten lebte der Germane gern in Erd- oder Dachhäusern . . . Er wohnte in buntbemalten Häusern." Der Vortragende führte dann an Hand von Lichtbildern Hüttengrundrisse seiner Heimat vor. Eingehend behandelte er die Cheruskerzeit. Das Cheruskergehöft, das 1936 durch den Reichsbund wiedererstellt wurde und dessen weiterer Ausbau geplant ist, wurde in seinen Einzelheiten nahegebracht.

Studienrat Erdniß-Rinteln machte mit einer Grabung der Späteisenzeit bekannt. Abschnittsweise Untersuchungen der Jahre 1935—37 sicherten in der Gemarkung Möllenbeck insgesamt 17 Grabstellen. Sie sind der gleichen Art wie auf dem Stierbusch bei Rinteln, wo gleichfalls ein ganzes Feld cheruskischer Bestattungen des 1. Jahrhunderts u. Ztr. zum Vorschein kam. Inhalt der Gräber mit dem Befund an Gefäßen, Gefäßscherben und Beigaben zeigen heimische germanische Ware sowie provinzialrömisches Einfuhrgut und erlauben eine Ansetzung vom 1. Jahrhundert bis in die Völkerwanderungszeit hinein. Die Grabung ergibt, daß in einer

Zeit, da die staatliche Gemeinschaft des Cheruskervolkes längst aufgelöst war, seine völkische Eigenart noch bestand.

Da der Nachmittag für eine Besichtigung des Bünder Heimatmuseums vorgesehen war, sprach Professor Langewiesche zuvor über Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindlande. Ausgehend von zahllosen Anfeindungen, legte der immer noch frische Redner an Hand von Lichtbildern dar, wie uralt bäuerliches Brauchtum und naturverbundener Volksglaube in den Denkmälern bäuerlicher Handwerkskunst fortlebt.

Gausachbearbeiter Pg. Rohlmann dankte ihm wie den anderen Rednern für die anregenden, wertvollen Vorträge, stellte noch einmal die volkskundliche Seite der Vorgeschichte heraus, hob hervor, daß bäuerliches Denken wertvoller ist als Theorie und forderte seine Mitarbeiter auf, auf angezeigtem Gebiet Hand anzulegen.

Im Heimatmuseum Bünde hatten alle Teilnehmer Gelegenheit, unter Führung des Professors Langewiesche dessen Heimat- und Spatenarbeit zu verfolgen. Es ist erstaunlich, wie der jugendfrische Siebziger in nicht erlahmender Schaffenskraft immer neue Gesichtspunkte und Ergänzungen der zwar noch umstrittenen, aber im Grunde doch gesicherten Sinnbildforschung findet.

Bücher des Monats

Hans Weinert, Entstehung der Menschenrassen. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1941. 2. veränderte Aufl. VIII u. 324 S., 191 Abb. Preis geb. RM. 18,80; kart. RM. 17,—.

Nach einer Einleitung, die uns mit der Problemstellung und der Möglichkeit eines Rassenstammbaumes bekanntmacht, geht der bekannte Kieler Anthropologe zunächst auf die Menschwerdung ein. Er folgt hierin den Spuren Darwins und Haeckels und ihrer Entwicklungslehre. Dann wendet sich der Verfasser den ältesten Spuren der Menschen zu, die nach ihm über eine Vorneandertaler, Neandertaler und Nachneandertaler Stufe zu dem eigentlichen voll entwickelten Menschen, dem Homo sapiens diluvialis, führt, aus dem sich alle heute noch lebenden Rassen entwickelt haben. Es wird Aufgabe der Anthropologen sein, die Weinertschen Theorien zu prüfen und Stellung dazu zu nehmen. Vom Standpunkt der vorgeschichtlichen Forschung her können wir eine Herleitung der nordischen Rasse aus dem Neandertaler nicht anerkennen. Das Fehlen von Menschenresten der älteren Altsteinzeit in Mitteleuropa kann nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß nur der Neandertaler als Ahn der in einer Reihe von Funden vorliegenden Rassen der jüngeren Altsteinzeit in Frage kommen kann. Hiergegen spricht nicht nur das fast vollständige Fehlen der Kultur des Neandertalers in Mitteleuropa, sondern vor allem gerade das Vorhandensein einer gänzlich anders gearteten, und zwar höheren Kultur in diesem Raume. Daß diese Kultur mit der des Neandertalers zeitlich völlig parallel läuft, haben die Arbeiten Andrees und Hülles eindeutig gezeigt. Es ist in diesem Zusammenhang sehr zu bedauern, daß in dem Weinertschen Schriftenverzeichnis gerade die von beiden Forschern herausgebrachten Werke keine Erwähnung finden. In dem gleichen Zusammenhang könnte auch dem Steinheimer Schädel eines Tages doch noch eine andere Bedeutung zukommen als die, die Weinert ihm zu geben versucht. So verdienstvoll daher die Gesamtarbeit Weinerts ist, können wir die Frage nach dem Urahn der nordischen Rasse im Gegensatz zu Weinert noch nicht als gelöst betrachten.

Amtliche Mitteilung

Sicherung und einheitliche Führung der Vor- und Frühgeschichtsforschung im Ostraum

Die reichen vorgeschichtlichen Fundbestände und Kulturstätten des besetzten Ostraumes haben für die früheste Geschichte Europas, im besonderen aber für die Kenntnis der indogermanischen und germanischen Kultur grundlegende Bedeutung. Der Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Reichsleiter Alfred Rosenberg, hat daher die Sicherung und Erforschung dieser vor- und frühgeschichtlichen Funde und Kulturstätten angeordnet.

Zum Beauftragten für Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten ernannte der Reichsminister Reichsamtsleiter Professor Dr. Hans Reinerth. Er ist mit der Gesamtaufgabe der Feststellung, Sicherung und Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Funde in den Museen, wissenschaftlichen Instituten, Privatsammlungen und im Gelände betraut.

Zur Unterstützung der Reichskommissare bei der Durchführung der Aufgabe sind mit der Betreuung der Vor- und Frühgeschichte in den Reichskommissariaten beauftragt worden:

1. *für das Reichskommissariat Ostland: Professor Dr. Carl Engel,*
2. *für das Reichskommissariat Ukraine: Professor Dr. Rudolf Stampfuß.*

Der Aufbau von Landesämtern für Vor- und Frühgeschichte für die Generalkommissariate ist vorgesehen.

Die vorläufigen Feststellungen und Sicherungsarbeiten im Reichskommissariat Ostland sind abgeschlossen, im Reichskommissariat Ukraine im Gange.

Meldungen zum Osteinsatz sind zu richten an den Beauftragten für Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8.

Germanen-Erbe, Heft 11/12, 1941 enthält Aufnahmen von: Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Berlin (Umschlagbild und S. 175); Oberstudiendir. Ande, Rinteln (S. 185 Abb. 16); R. Börner, Rinteln (S. 185); Dr. K. Gutmann, zur Zeit im Felde (S. 164/165 u. 168/169); Institut für deutsche Ostarbeit, Krakau (S. 187—189); K. Krüger, Sternberg i. L. (S. 182 Abb. 8); A. Meier-Boeke, Detmold (S. 180—184, 186); Foto Röhr, Magdeburg (Rosenberg-Bild); H. Schaumburg, Detmold, (S. 183, Abb. 11)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b. Tel. 70861. — Verlag: Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2 Printed in Germany.

Nr. 14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrhundert n. d. Zr.)

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

1. Urmenschen auf der Höhlenbärenjagd (Zeit des Neandertalers, letzte Zwischeneiszeit).
2. Höhlenleben zur älteren Steinzeit.
3. Wohnplatz der mittleren Steinzeit. Um 8000 v. d. Zr. (noch nicht erschienen).
4. Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit.
5. Handwerk und Handel zur Bronzezeit.
6. Leichenverbrennung bei den Germanen zur Eisenzeit.
7. Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden.
8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
9. Germanisches Gehöft z. Beginn u. Zr. (Wehrhaftes Bauerntum).
10. Bau eines Großsteingrabes (jüngere Steinzeit).
11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit.
12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.
13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Zr.
14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6 Jahrh. n. d. Zr.).
15. Das Königsgrab von Seddin. Hügelgrabbestattung eines germanischen Fürsten um 800 v. d. Zr.

Größe der Bilder: Nr. 1—13, 15 75×100 cm, Nr. 14 Bildgröße 50×70 cm, Blattgröße 55×78 cm.

Preise: Nr. 1—13, 15 je unaufgezogen RM. 3.60, schulfertig RM. 4.25, auf Pappe RM. 6.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 7.80; Nr. 14 unaufgezogen RM. 5.—, schulfertig RM. 5.55, auf Pappe RM. 7.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 8.50.

Preise der Erläuterungen: zu Nr. 1 u. 9 je RM. —.90, zu Nr. 4, 6, 8, 10, 14 und 15 je RM. —.80.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

F. E. Wachsmuth / Leipzig C 1, Kreuzstraße 3

Hans Reinerth

Pfahlbauten am Bodensee

11.—20. Tausend. 2., durchgesehene und im Bilderteil stark erweiterte Auflage. IV, 86 Seiten mit 36 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln. 1940. 8°. Kart. RM. 1.80

Vergangenheit u. Gegenwart: Das Büchlein berichtet in ebenso knapper wie lebendiger und zuverlässiger Weise über die bahnbrechenden Untersuchungen des Verf. Das mit vortrefflichen Bildern reich ausgestattete Bändchen gewährt nicht nur einen anschaulichen Einblick in den heutigen Stand der Pfahlbauforschung, sondern vermittelt zugleich einen ungemein anregenden und wirklichkeitsgetreuen Einblick in Wohnbau, Wirtschaft und Lebensweise der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Bewohner der südwestdeutschen und schweizerischen Pfahlbauten. Es ist wie kein anderes geeignet, Arbeitsweise und Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung weitesten Kreisen bekanntzumachen.

Das Federseemoor

als Siedlungsland des Vorzeitmenschen

9.—12. Tausend. 184 Seiten mit 150 Abbildungen im Text und auf 49 Tafeln. 1936 gr. 8°. RM. 4.80

(Band 9 der Führer zur Urgeschichte, hrsg. von H. Reinerth)

Mannus: Die Neuauflage beweist die große Wirkung, die von diesem Werke ausgegangen ist und in noch wachsendem Maße ausgeht. Das es so sein kann, verdankt das Buch zwei Umständen: einmal der glänzenden Darstellungsgabe des Verf., der es versteht, auch die streng wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in einer anregenden fesselnden Weise vorzutragen: sodann aber dem unerschöpflich reichen Inhalt, der es geradezu zu einem Paradestück des vorgeschichtlichen Forschungsstrebens und seiner Leistung macht. Es gibt bisher kein Gebiet Deutschlands, das in so planmäßiger und vorbildlicher Weise unter Heranziehung aller Hilfswissenschaften untersucht worden ist. Wir dürfen das treffliche Buch als vorbildlich für die gesamte vorgeschichtliche Siedlungsforschung bezeichnen.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund.

In dieser Schriftenreihe werden geschlossene Fundplätze Westdeutschlands in eingehender wissenschaftlicher Bearbeitung, nicht nur als reine Fundberichte dargeboten. Leitgedanke bleibt dabei „die geschichtliche Wertung unserer Bodenurkunden, hinter denen wir in erster Linie den Menschen in seinem geschichtlichen Handeln sehen".

Bd. 1: **Der spätfränkische Sippenfriedhof von Walsum**
Von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund. V, 65 Seiten mit 220 Abbild. im Text, auf 21 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1939. gr. 8°. Kart. RM. 8.50

Bd. 2: **Das Hügelgräberfeld Rheinberg (Kr. Mörs)**
Von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund. Mit einem Beitrag von Ursula Thieme, Bonn. III, 86 Seiten mit 225 Abbild. im Text, auf 21 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1939. gr. 8°. Kart. RM. 9.50

Bd. 3: **Das germanische Brandgräberfeld Keppeln (Kr. Kleve)**
Von Dr. H. v. Petrikovits, Bonn und Prof. Dr. R. Stampfuß, Dortmund. III, 92 Seiten mit 202 Abbild. im Text, auf 8 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1940. gr. 8°. Kart. RM. 9.80

Bd. 4: **Die Mittelsteinzeit am Nordrande des Ruhrgebietes**
Im Auftrage des Oberbürgermeisters der Stadt Herne bearbeitet von Karl Brandt, Herne. VI, 77 Seiten mit 685 Abbild. im Text, auf 30 Tafeln und 1 Karte. 1940. gr. 8°. Kart. RM. 7.50

Weitere Bände folgen zwanglos

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Führer zur Urgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin

Diese Sammlung bringt in zwangloser Folge selbständige Einzeldarstellungen, die mit reichen Bildbeigaben die Kenntnis bedeutender Fundstätten und Funde der Vorzeit vermitteln sollen. Sachliche Strenge der Form und lebendige Gemeinverständlichkeit der Haltung bringen die Sammlung dem Fachvorgeschichtler und dem Freund der Vorgeschichte gleich nahe.

Folgende Bände sind z. Z. lieferbar, weitere sind vorgesehen:

Bd. 2: **R. Stampfuß: Das germanische Hügelgräberfeld Diesfordt**
45 Seiten mit 13 Abbild. im Text u. 15 Tafeln. 1928. gr. 8°. Kart. RM. 1.50

Bd. 7: **F. Adama van Scheltema: Der Osebergfund**
2., verbesserte Auflage. 78 Seiten mit 87 Abbild. im Text u. auf 28 Tafeln. 1938. gr. 8°. Kart. RM. 4.20

Bd. 9: **Hans Reinerth: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen**
Neuauflage 9.—12. Tausend. 184 Seite m. 150 Abbild. im Text und auf 48 Tafeln 1936. gr. 8°. RM. 4.80

Bd. 10: **Hans Reinerth: Das Pfahldorf Sipplingen. Ergebnisse der Ausgrabungen des Bodenseegeschichtsvereins 1929/30**
2., ergänzte Auflage. 156 S. m. 27 Abbild. im Text u. 32 Tafeln. 1938. gr. 8°. RM. 4.80, geb. RM. 6.—

Bd. 11: **Just Bing: Der Sonnenwagen von Trundholm**
46 Seiten mit 48 Abbild. im Text u. 7 Tafeln. 1934. gr. 8°. Kart. RM. 3.—

Bd. 12: **Walter Schmid: Der Kultwagen von Strettweg**
42 Seiten mit 9 Abbild. im Text u. 24 Tafeln. 1934. gr. 8°. Kart. RM. 3.50

Bd. 13: **Peter Paulsen: Der Goldschatz von Hiddensee**
94 Seiten mit 104 Abbild. im Text u. auf 32 Tafeln 1936. gr. 8°. Kart. RM. 4.80

Bd. 14: **W. Radig: Heinrich I. der Burgenbauer und Reichsgründer**
120 Seiten mit 60 Abbild. im Text und 35 Tafeln. 1937. gr. 8°. Kart. RM. 7.50

Bd. 15: **W. Hülle: Die Steine von Carnac**
94 Seiten mit 17 Abbild. im Text, 1 mehrfarbigen u. 17 schwarzen Tafeln. 1942. gr. 8°. Kart. RM. 4.80

Die Sammlung wird fortgesetzt

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig